PT
2396
A12
1869

Class PT2396

Book .A12

1869

THE NIESSEN COLLECTION

(HISTORY OF THE THEATER)

Gotthold Ephraim Lessing.

Gotthold Ephraim Lessing.

Lichtstrahlen aus seinen Schriften und Briefen.

Mit einer Einleitung.

Von

Friedrich Bloemer,
Obertribunalsrath.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1869.

PT 2396
.A12
1869

409401
*'31

Vorwort.

So sehr die Forscher und Förderer unserer Literatur von Herder bis auf diese Tage gewetteifert haben, die fortwirkenden Verdienste Lessing's um unsere Geistesbildung und Herzensveredelung zu preisen, so ist doch Lessing's eigener Wunsch: „weniger erhoben und fleißiger gelesen zu sein", noch lange nicht erfüllt. Erst seine dramatischen Meisterwerke: „Minna von Barnhelm", „Emilia Galotti", „Nathan der Weise", haben allmählich angefangen, Gemeingut des Volkes zu werden. Die meisten seiner zahlreichen übrigen Schriften aber sind, die Wahrheit zu sagen, fast noch alle mehr genannt als gekannt, oder doch bei weitem noch nicht so gekannt, wie sie gekannt zu sein verdienen. Das Zeitinteresse, das ihnen einst entgegenkam, ist längst dahin, und der Schein des Veralteten oder der bloßen Fachgelehrsamkeit hält nur zu häufig davon ab, das in ihnen aufzusuchen oder auch nur zu vermuthen, was darin an Schätzen von unvergänglicher Jugend und Schönheit, von Weisheit und Lebenserfahrung, von Erweckungen und Antrieben zu freudiger Pflichterfüllung und zu gemeinnützigem Wirken, für jeden gebildeten und Bildung suchenden Sinn, für jedes empfängliche Gemüth, fortwährend erschlossen liegt.

Die nachfolgende Sammlung erstrebt eine Besserung dieses Zustandes, indem sie den Versuch erneuert, unmittelbare Einblicke in die Auffassungen und Ueberzeugungen des großen Mannes zu gewähren, ihn dadurch auch persönlich dem Verständniß und dem Herzen des Volkes näher zu bringen, und zugleich in weitern Kreisen das Verlangen nach einer umfassenden und gründlichen Kenntniß seiner ganzen geistigen Thätigkeit anzuregen.

Sie wendet sich bei diesem Versuche gleichmäßig an die Verehrer des Wahren, Guten und Schönen in jedem durch Gottesfurcht und Nächstenliebe geheiligten Bekenntniß.

Alles theologisch Controverse ist daher absichtlich ausgeschlossen.

Die Anordnung des Aufgenommenen hat nach Materien stattgefunden, damit das Gleichartige bei dem Gleichartigen anzutreffen sei, und nach der Zeitfolge, damit zwischen den Aeußerungen und Urtheilen Lessing's aus frühern und spätern Jahren unterschieden werden könne.

Die jeder einzelnen Mittheilung zugefügte Ziffer verweist auf das der Sammlung angeschlossene Quellenverzeichniß, der Nebenvermerk auf Band und Seitenzahl der Lachmann'schen Ausgabe von Lessing's sämmtlichen Schriften (13 Bände, Berlin 1838—40).

Berlin, 28. November 1868.

Friedrich Bloemer.

Inhalt.

Seite

Vorwort v

Einleitung 1

Der Mensch und die Gesellschaft 21
Wahrheit und Wahrhaftigkeit . . . . . —
Milde und Barmherzigkeit 27
Wohlthaten und Dankbarkeit 31
Innere Vorgänge 32
Höhere Bezüge 35
Aeltern-, Kindes- und Geschwisterliebe 37
Erziehung 38
Staaten und Nationen 40
Geschichte 42

Kunst und Wissenschaft 45
Schriften und Schriftsteller . . . . . —
Dichtkunst und Dichter 53
Fabeldichtung 56
Drama 60
Komödie 66
Tragödie 71
Schauspielkunst 78
Uebersetzungen 90
Kunst und Natur 92
Kunst und Künstler 94
Malerei 96
Malerei und Dichtkunst 99
Malerei und Bildhauerkunst 102
Musik 106

Seite

Kritik und Leistung 108
Gegen Ueberhebung und Ungebühr 115
Die Meister 138
Vorbilder und Lieblinge 143
Homer . . . . . —
Sophokles 145
Sokrates . . . . . —
Euripides 146
Aristoteles 147
Horaz 149
Plautus 150
Shakespear . . . . . —
Leibnitz 153
Thomson 155
Winckelmann 156
Eckhof 157
Welt und Leben 158
Maximen und Denksprüche 173
Selbstbeurtheilungen 181
Leben und Streben, Werke und Kämpfe 203

Quellenverzeichniß 234

Einleitung.

Gotthold Ephraim Leſſing wurde am 22. Januar 1729 zu Kamenz in der Oberlauſitz geboren. Die erſte geiſtige Entwickelung des Knaben war faſt ausſchließlich das Werk des Vaters, der ſich der perſönlichen Leitung und Unterweiſung ſeines erſtgeborenen Sohnes mit ſo viel Eifer und Erfolg hingab, daß dieſer ſchon am 21. Juni 1741 als Alumnus in die meißener Fürſtenſchule aufgenommen werden konnte. Die erſten und älteſten Worte Leſſing's, die auf uns gekommen ſind, beſtehen nach Loebell aus einem freiwilligen Zuſatze zu einer Prüfungsarbeit für die Aufnahme in dieſe Schule. Der Rector hatte zur Uebertragung ins Lateiniſche einiges über den Begriff der Barbaren bei den Alten und die Aufhebung dieſes Völkerunterſchiedes durch Chriſtus dictirt. Leſſing, der die Aufgabe ſchnell löſte, hatte Zeit übrig, von freien Stücken Folgendes zuzuſetzen: „Hanc sententiam semper volumus in animo tenere, nam barbarum est, discrimen facere inter populos, qui omnes a deo creati et ratione praediti sunt. Maxime decet christianos proximum suum diligere et proximus est auctore Christo, qui auxilio nostro eget. Egemus autem omnes auxilio aliorum hominum, ergo omnes sumus proximi. Itaque nolumus damnare Judaeos, quanquam Christum damnaverunt, nam deus ipse dixit: ne judicate, ne damnate! Nolumus dam-

nare Muhamedanos, etiam inter Muhamedanos probi homines sunt. Denique nemo est barbarus, qui non inhumanus et crudelis est." „Wie merkwürdig ist es doch", bemerkt Loebell, „und, setzen wir hinzu, wie bezeichnend zugleich für die Grundanlage des Mannes und die Consequenz seines Lebens, daß sich hier schon der zwölfjährige Knabe von Grundsätzen erfüllt zeigt, welche der funfzigjährige Mann, kurz vor dem Ende seiner Laufbahn, in einem seiner reifsten und glänzendsten Geistesproducte so wirksam durchgeführt hat!"*)

Ein anderes Document von Lessing's frühester Denkart und Auffassungsweise bildet die Glückwünschungsrede, die er zum 1. Januar 1743, in seinem vierzehnten Lebensjahre, von der meißener Schule aus an den Vater richtete, und die in ihren Hauptstellen nachfolgend mitgetheilt wird. Als sich der Vater im Frühjahr 1746 bei dem Rector nach den Fortschritten des Sohnes erkundigte, erhielt er die Antwort: „Er ist ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Die Lectiones, die andern zu schwer werden, sind ihm kinderleicht. Wir können ihn fast nicht mehr brauchen." Kurfürst Friedrich August von Sachsen fand denn auch am 8. Juni 1746, „benannten Umständen nach nichts Erhebliches einzuwenden, daß dem unterthänigsten Ansuchen des Pastors Primarii zu Kamenz, Johann Gottfried Lessing's, wegen der Demission seines Sohnes Gotthold Ephraim Lessing's aus der Landesschule zu Meißen in Gnaden stattgegeben werde". Am 30. Juni 1746 hielt Lessing auf der meißener Schule seine Abgangsrede de mathe-

*) Loebell, F. W., Die Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstock's erstem Auftreten bis zu Goethe's Tode. Dritter Band: G. E. Lessing. Aus Bonner Vorlesungen. Herausgegeben von A. Koberstein (Braunschweig 1865).

matica barbarorum, die leider verloren gegangen oder doch bis jetzt noch nicht wieder aufgefunden ist.

In die Jahre 1746—50 fallen Lessing's Universitätsstudien, zuerst in Leipzig, wo er am 20. Sept. 1746 immatriculirt wurde, und dann in Wittenberg, wo er am 13. August 1748 seine Inscription bewirkte und, nach zwischenzeitlichem Aufenthalte in Berlin, Ende 1751 den Grad eines Magisters der freien Künste erlangte.

Einige dramatische Versuche, darunter das Lustspiel „Der junge Gelehrte", das Anfang 1748 auf der Neuber'schen Bühne in Leipzig zur Aufführung kam, das Lustspiel „Die Juden", „Der Schatz" und sonstige dichterische Jugendwerke; sodann eine mit Moses Mendelssohn gemeinschaftlich ausgearbeitete Preisschrift der berliner Akademie: „Pope, ein Metaphysiker", und die sogenannten „Rettungen" des Lemnius, des Cochläus, des inepti religiosi, des Cardanus und des Horaz, hatten bereits während seiner Studienjahre in Leipzig und Wittenberg und in der nächsten Folgezeit die öffentliche Aufmerksamkeit auf den jungen Autor gelenkt, als Ende 1753 seine Fehde mit dem laublinger Pastor Gotthold Samuel Lange wegen dessen Uebersetzung des Horaz ausbrach, in deren Verfolg er 1754 jenes „Vademecum" für denselben schrieb, welches, das Wort Danzel's zu wiederholen, den Namen Lessing mit einem mal allgemein bekannt, geachtet und gefürchtet machte. „Ich habe Ihnen gezeigt", so resumirte in diesem „Vademecum" Lessing seine Ausführungen gegen einen Mann, den, nach der Schilderung Adolf Stahr's, „die damalige Zeit zu ihren großen Dichtern, zu den ersten Autoritäten des ästhetischen Geschmacks und der Bildung zählte, und gegen eine Leistung desselben, die bisher niemand anders als rühmend zu erwähnen gewagt hatte", „ich

habe Ihnen gezeigt, daß Sie weder Sprache noch Kritik, weder Alterthümer noch Geschichte, weder Kenntniß der Erde noch des Himmels besitzen, kurz, daß Sie keine von den Eigenschaften haben, die zu einem Uebersetzer des Horaz nothwendig erfordert werden." Hiermit schloß Lessing seinen ersten siegreichen Feldzug in dem Kriege gegen Dünkel und Anmaßung, worin er seitdem, solange er kämpfen konnte, die Waffen nicht mehr niederlegte.

Die vorzüglichsten Früchte seines geistigen Schaffens während der nächsten Jahre waren, neben vielfachen Recensionen literarischer Erscheinungen: „Miß Sara Sampson", die „Literaturbriefe" und die „Fabeln". „Zum ersten mal" — so charakterisirt Adolf Stahr Lessing's „Miß Sara Sampson", dieses von ihm Ende 1755 in tiefster Abgeschiedenheit in Potsdam ausgearbeitete und vollendete erste deutsche bürgerliche Trauerspiel — „sah man hier in einer Tragödie, die ganz ausschließlich sich auf dem Gebiete des einfach menschlichen, des täglichen Lebens bewegte, individuelle, mit feiner Menschenbeobachtung ausgestattete Charaktere statt abstracter Schemen von Tugend und Laster, hörte man eine Sprache, die statt des stolzen Stelzenpathos des Alexandriners die naturwahre Energie der wirklichen Leidenschaft und den Ton charaktervoller Bestimmtheit hatte." Ebenso treffend bezeichnet Adolf Stahr die „Literaturbriefe", „diese wichtigste und folgenreichste Erscheinung der deutschen Journalistik des 18. Jahrhunderts", als „die Herculesarbeit, womit Lessing es unternahm, zunächst den Augiasstall der deutschen Literatur gründlich zu reinigen. Die Ungründlichkeit und Oberflächlichkeit des Wissens und der Studien, die Nachlässigkeit in der Behandlung der Sprache, die seichte Vielschreiberei untergeordneter Geister, die sich nichtsdestoweniger alle für

Genies hielten und von dienstfertigen Freunden, unter Vorbehalt der Gegenleistung, auch für solche erklärt wurden, hatten damals in der deutschen Literatur einen Grad erreicht, von dem uns selbst die «Literaturbriefe» nur einen annähernden Begriff geben können. Mitten unter dieses selbstgefällige Treiben der gedankenlosen und arbeitsscheuen Mittelmäßigkeit schleuderte nun Lessing die zündenden Blitze seiner vernichtenden Kritik." Lessing's Fabeln sind, nach dem Urtheil von Christian Gottfried Schütz, „Pfeile, deren jeder, vom schmucklosen, aber kräftigen Bogen abgedrückt, zum Ziele fliegt und trifft. Da ist jedes Beiwort bedeutend, jede Wendung zweckmäßig, kein Zug überladen, kein Ausdruck überflüssig oder anders gestellt, als er sollte". Dasselbe gilt von den Abhandlungen über das Wesen, den Nutzen, die Einkleidung, das Wunderbare der Fabel, die Lessing seinen Proben beifügte, und die Herder für „die bündigste Theorie erklärt, die seit Aristoteles' Zeiten über eine Dichtungsart gemacht ist".

Ende 1760 siedelte Lessing, in der Vertrauensstellung eines Secretärs des Gouverneurs, Generals von Tauenzien, von Berlin nach Breslau über. Von hier kehrte er Mitte 1765 wieder nach Berlin zurück, um es im Frühjahr des zweitfolgenden Jahres 1767 nochmals und nun, spätere vorübergehende Besuche abgerechnet, für immer zu verlassen. Er ging zunächst nach Hamburg und folgte von hier aus am 21. August 1770 einem Rufe als herzoglich braunschweigischer Bibliothekar nach Wolfenbüttel. In dieser Stellung hat er die ganze fernere Zeit seines unschätzbaren Lebens verharren müssen.

Aus Lessing's Aufenhalt und Verkehr in Breslau ging seine „Minna von Barnhelm" hervor, nach Goethe „die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theater-

production, die aus der literarischen und bürgerlichen Welt, in welcher sich die Dichtung bis dahin bewegt hatte, den Blick in eine höhere Welt glücklich eröffnete, und in den beiden ersten Acten ein unerreichbares Muster aufstellte, wie ein Drama zu exponiren sei". „Die gehässige Spannung, in welcher Preußen und Sachsen sich während des Krieges gegeneinander befanden", so präcisirt Goethe die eigentliche Tendenz des Stücks, „konnte durch die Beendigung desselben nicht aufgehoben werden. Der Sachse fühlte nun erst schmerzlich die Wunde, die ihm der überstolz gewordene Preuße geschlagen hatte. Durch den politischen Frieden konnte der Friede zwischen den Gemüthern nicht sogleich hergestellt werden. Dieses aber sollte gedachtes Schauspiel im Bilde thun. Die Anmuth und Liebenswürdigkeit der Sächsinnen überwindet den Werth, die Würde, den Starrsinn der Preußen, und sowol an den Hauptpersonen als den Subalternen wird eine glückliche Vereinigung bizarrer und widerstrebender Elemente kunstgemäß dargestellt." Ebenso hat Richard Gosche später dieses Werk beurtheilt. „In diesem Lustspiel Lessing's", sagt er, „liegt der ganze Gewinn seines breslauer und überhaupt seines preußischen Lebens. Ueberall in der weiten geschichtlichen Perspective sehen wir die machtvolle Gestalt Friedrich's des Großen durchschimmern, in dem verabschiedeten Offizier Tellheim zuckt der volle Stolz des Standes und die ganze tiefbegründete Empfindlichkeit des Ehrgefühls, während der naive Uebermuth des sächsischen Fräuleins sich von allen herkömmlichen Rücksichten ihres Standes befreit. Das Ganze ist ein poetisches Nachspiel des Hubertsburger Friedens, eine künstlerische Besiegelung des Friedensschlusses zwischen Preußen und Sachsen: der preußische Offizier wird von der sächsischen Schönheit erobert." Adolf Stahr nennt

„Minna von Barnhelm" das Werk, „worin die Ehre der Liebe den Kranz flicht, das schönste, was je ein Herz voll Liebe und Ehre gedichtet hat".

Auch der größte Theil der Ausarbeitung des „Laokoon" gehört der breslauer Zeit an. „Man muß Jüngling sein", lautet die spätere Aeußerung Goethe's über diese Erscheinung, „um sich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Lessing's «Laokoon» auf uns ausübte, indem dieses Werk uns aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß. Das so lange misverstandene ut pictura poësis war auf einmal beseitigt, der Unterschied der bildenden und Redekünste klar. Wie vor einem Blitz erleuchteten sich uns alle Folgen dieses herrlichen Gedankens, und alle bisherige anleitende und urtheilende Kritik ward wie ein abgetragener Rock weggeworfen." Aehnlich spricht sich Gervinus aus: „Wer", sagt er, „Schiller's und Goethe's Aussprüche, Theorien und praktische Folgeleistungen kennt, die sich an den Inhalt des «Laokoon» anreihen, der übersieht auf einmal den Einfluß, den dieses Buch auf die Dichtung und Kritik der Folgezeit ausübte." Die Geistesgemeinschaft unserer drei größten Schriftsteller und dramatischen Dichter ist denn auch in umfassendster Weise von Rudolf Gottschall bestätigt. Lessing, so lautet seine Aeußerung, wurde „durch seine kritischen Thaten sowol wie durch seine dramatischen Muster der Vorläufer von Schiller und Goethe, mit denen zusammen er trotz der frühern Zeit seines Wirkens dem 19. Jahrhundert noch so vollständig und wesentlich angehört wie dem 18.".*)

---

*) Für den nähern Nachweis kann hier auf die Schrift des Herausgebers dieser Sammlung: „Lessing, Schiller und Goethe" (Berlin 1863), Bezug genommen werden.

Das Resultat der Stellung, die Lessing in seinem nachfolgenden Aufenthalte in Hamburg zu der dortigen Bühne einnahm, ist das Werk, welches den Namen dieser Stadt mit seinem Namen unauflöslich verflochten hat, die „Hamburgische Dramaturgie". „Die Ergebnisse seiner Forschungen über das Drama", äußert sich Heinrich Kurz, „legte Lessing in der «Hamburgischen Dramaturgie» nieder, deren äußere Form schon den großen Mann von der überwiegenden Mehrheit der deutschen Gelehrten unterscheidet. Denn welcher würde es wie Lessing über sich bringen, die Ergebnisse langer Forschungen, die Frucht einer seltenen, ausgebreiteten Gelehrsamkeit in der Form eines für das große, zumal ungelehrte Publikum bestimmten Wochenblattes herauszugeben? in einem Gewande, das für den gründlichen Deutschen schon von vornherein den Verdacht auf sich zieht, der Gründlichkeit zu ermangeln? in einer Sprache, die wegen ihrer Klarheit und leichten Verständlichkeit bei den Gelehrten von Handwerk an und für sich schon für leicht und oberflächlich gilt? Und in diesem unscheinbaren verachteten Gewande hat Lessing ein Werk herausgegeben, das die Zierde und der Stolz der deutschen Literatur ist und bleiben wird, solange man deutsch spricht und schreibt." „Mit welchem Interesse, mit welcher Freude, mit welcher Genugthuung", so schließt sich diesem Urtheil Heinrich Laube an, „verweilt man auf diesen Bänden, die bis zum 19. April 1768 gehen! Wie frisch, wie lebendig, wie scharf, wie umsichtig, wie echt wird alle Regel! Da ist die humanistische Bildung nur ein freundlicher Zuschauer, dem er Fehler und Vorzüge weist; das nächste, eigenste Leben wird beachtet und verlangt, der wirkliche Zustand von Bildung und Nation, der Fortschritt einer modernen Welt wird Lebensbedingung." Gervinus erkennt in Lessing's „Hamburgische

Dramaturgie" „ein Vermächtniß für Deutschland und einen Leitstern unserer ganzen folgenden Poesie". „Hier endlich", frohlockt er, „brach die ganze, langdrohende Wetterwolke seines Zornes gegen die französische Poesie los, und ich kenne kein Buch, bei dem ein deutsches Gemüth über den Widerschein echt deutscher Natur, Tiefe der Erkenntniß, Gesundheit des Kopfes, Energie des Charakters und Reinheit des Geschmacks innigere Freude und gerechtfertigtern Stolz empfinden dürfte."

Ein ferneres Ergebniß von Lessing's Aufenthalt in Hamburg sind die „Briefe antiquarischen Inhalts". „Seit dem «Vademecum» für Pastor Lange", berichtet Adolf Stahr, „war kein solches Strafgericht abgehalten worden, wie es in den antiquarischen Briefen über Klotz erging. Seine Ansprüche auf wissenschaftliches Verdienst und auf eine Stellung als Gelehrter wurden vollständig vernichtet, und die Oberflächlichkeit seiner Kenntnisse, die Nichtigkeit seiner Studien, die Hohlheit seines ganzen wissenschaftlichen Treibens ebenso wie die Kniffe und Ränke seiner Polemik überzeugend dargethan. Mit ruhigstem Vorbedacht, mit langsamster Ueberlegung und mit kältestem Blute schleuderte Lessing jedes seiner tödlichen Geschosse auf die elenden Prahler und Cabalenmacher, die sich groß zu machen strebten, indem sie die Größen der Nation in den Staub zogen. Die Materien, die er in den antiquarischen Briefen behandeln mußte, um die wissenschaftliche Blöße und Armseligkeit des Gegners aufzudecken, interessirten ihn unendlich weniger als die eben erst im Werden begriffene Nationalliteratur und die Bildung seines Volks, die er durch das Treiben jener Menschen bedroht sah."

Endlich datirt aus Hamburg die in ihrer Art einzige Schrift Lessing's: „Wie die Alten den Tod gebildet", worin er die ihn tief durchdringende Ueberzeugung be-

gründete und verherrlichte, „daß nur die misverstandene Religion uns von dem Schönen entferne, die wahre, die richtig verstandene wahre Religion uns aber überall auf das Schöne zurückführe." Goethe fand die Schönheit des Gedankens, den Lessing hier in lichtvoller Klarheit entwickelt, entzückend. „Hier", so erinnert er sich später des ersten Eindrucks, „konnten wir nun erst den Triumph des Schönen höchlich feiern und das Häßliche jeder Art, da es doch einmal aus der Welt nicht zu vertreiben ist, im Reiche der Kunst in den niedrigen Kreis des Lächerlichen verweisen."

Aus Lessing's letzter Lebensepoche, seinem Aufenthalte in Wolfenbüttel, stammen: „Emilia Galotti", die historisch-theologische Untersuchung über „Berengarius Turonensis", und die sonstigen Beiträge „zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel", die Auseinandersetzungen mit dem Hauptpastor Goeze in Hamburg, in Anlaß der Herausgabe der sogenannten „Wolfenbüttelschen Fragmente", die Schrift über „die Erziehung des Menschengeschlechts", die „Gespräche über die Freimaurerei", und das dramatische Gedicht „Nathan der Weise".

Das Trauerspiel „Emilia Galotti" war die Ausführung eines Planes, mit dem sich Lessing schon auf der Universität in Leipzig getragen hatte, eine Jugendarbeit, die er nun, wie Guhrauer die desfallsige Thätigkeit Lessing's in Hamburg bezeichnet, „mit der Kraft des Mannes wieder anfaßte". Wie das Werk bei seinem Erscheinen wirkte, ist uns ebenfalls durch Goethe verbürgt. „Zu seiner Zeit", sagt er, „stieg dieses Stück wie die Insel Delos aus der Gottsched-Gellert-Weiße'schen Wasserflut, um eine kreißende Göttin barmherzig aufzunehmen. Wir jungen Leute ermuthigten uns daran und wurden Lessing deshalb viel schuldig." „Jede

Bühne", mahnt später Ludwig Tieck, „die sich achtet, sollte immer wieder zu zeiten «Emilia Galotti» und «Minna» mit ihren angestrengtesten Kräften darstellen. Es wird dem Theater selbst von größtem Nutzen sein, sich in dieser edeln, fein abgewogenen Sprache zu üben; es bleibt dadurch immer noch eine Möglichkeit übrig, sich wieder zum Bessern, zur Wahrheit und zum Adel heraufzuwinden." Eduard Devrient sagt von dem Stück, daß es „die Wohlthaten vollendete, welche Lessing der Schauspielkunst erwiesen, daß er ihr darin Charaktere gegeben, die an innerm Reichthum und Vollendung von keinem spätern Dichter übertroffen worden". Johann Wilhelm Schäfer bezeichnet „Emilia Galotti" als „die volle Frucht der umfassendsten Kenntnisse der tragischen Kunst, der durchdachtesten Prüfung ihrer Gesetze".

Die andern eben mitgetheilten erheblichern Werke aus Lessing's letzter Lebensepoche berühren alle mehr oder minder ein Gebiet, von dem in der nachfolgenden Stellensammlung aus Gründen ihrer nächsten Zweckbestimmung abgesehen ist, und die daher auch hier nicht weiter in Betracht gezogen werden. Nur bei „Nathan dem Weisen", dessen bereits Eingangs als eines der reifsten und glänzendsten Geistesproducte Lessing's gedacht ist, kann es vielleicht dienlich sein einen Augenblick zu verweilen.

Goethe fühlte sich zu dem Wunsche gedrungen, daß „das göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl, das er in dieser Dichtung ausgesprochen fand, der Nation werth und heilig bleiben möge"; und andere, die sonst nicht immer Eines Sinnes mit Goethe sind, haben die Auffassung und Ueberzeugung, der dieser Wunsch entstammt, durchaus getheilt. So ist Lessing's „Nathan" für Wolfgang Menzel „der Lichtpunkt der im 18. Jahrhundert herrschend gewordenen Humanität, ein Meister-

werk, in welchem der tiefste Verstand mit der edelsten Gesinnung verpaart ist". Dessenungeachtet hat es nicht an Anklagen gegen das Werk gefehlt. „Man hat den «Nathan»", so sind diese Anklagen unlängst von Heinrich Lang beleuchtet worden, „eine Sottise auf das Christenthum gescholten, und auch Gemäßigtere haben darin ein Unrecht gegen das Christenthum gefunden, daß im «Nathan» die Christen fast alle lieblos und inhuman, dagegen der Jude und der Mohammedaner als die Vertreter der Liebe und der wahren Humanität dargestellt werden." Doch „wenn Christus, der als Jude zu Juden sprach, in der bekannten Parabel vom barmherzigen Samariter — dem geistesverwandten Vorläufer des Nathan — den Samariter zum Träger der über Nationalität und Glaubensbekenntniß erhabenen, rein menschlichen Liebe, dagegen den jüdischen Priester und Leviten zu Vertretern der Lieblosigkeit machen durfte und machen mußte, sofern seine Parabel ihren Zweck erreichen sollte, warum soll es Lessing, der als Christ zu Christen sprach, zum Vorwurfe gereichen, daß er in *seinem* Falle ebenso verfuhr? Wäre Lessing Mohammedaner unter Mohammedanern gewesen, er hätte, um den Lehrzweck seines Gedichts an seinem Volke zu erreichen, nothwendig alsdann die Christen und Juden als die Träger der Humanitätsreligion beschämend dem Mohammedaner gegenüberstellen müssen. Aber, so lautet der fernere Vorwurf, was ist die Lehre des Stücks, auf was läuft der «Nathan» hinaus? Doch am Ende auf den trostlosesten Indifferentismus und Skepticismus! Es ist gleichgültig, was du glaubst, ob du ein Jude, ein Türke, oder ein Heide, oder ein Christ bist, wenn du nur rechtschaffen lebst; die Wahrheit läßt sich doch nicht finden, der echte Ring kann doch von den falschen auf Erden nicht unterschieden werden! Das soll Lessing haben lehren

wollen, Lessing, dem der Drang nach Wahrheit seine Seele, seine Qual und sein Trost war? der in der unabläſſigen Wahrheitsforschung den einzigen Werth des Lebens erkannte? Nur eine völlige Gedankenlosigkeit kann das im «Nathan» und überhaupt in Lessing's Denkart finden. Nein! Es ist gar nicht gleichgültig, was und ob du etwas glaubst, ob du eine Ueberzeugung hast oder keine. Seines Glaubens, des Glaubens, der jedem sein innerstes, sein heiligstes Eigenthum ist — diesen Glauben an die Wahrheit, diese innerste Selbstgewißheit der Wahrheit als eines ihn beseligenden Gutes, muß jeder haben, der nicht unbeständig sein will in allen seinen Wegen." Aber „die liebevolle Anerkennung fremder Individualität und Ueberzeugung" ist von diesem Glauben nicht ausgeschlossen. „Jeder forsche, prüfe, untersuche und fördere das gemeinsame, nie abgeschlossene Geschäft der Wahrheitsforschung. Streit und Widerspruch der Ansichten kann bei der großen, von Gott gewollten Verschiedenheit der Menschen nicht ausbleiben; aber die Streitenden sollen nie vergessen, daß ihre erste und letzte Bestimmung ist, Menschen zu sein, das allen Gemeinsame, rein Menschliche, das zugleich das wahrhaft Göttliche ist, in reiner Sittlichkeit und selbstverleugnender, opferfreudiger Liebe auszubilden und zu entwickeln. Das ist der Grundgedanke des «Nathan»!" Friedrich von Raumer hat sein Urtheil über Lessing's „Nathan" noch zuletzt in diese Worte zusammengefaßt: „«Nathan» vereinigt die Begeisterung der siegreichen Vernunft, des edeln Gemüths, der Gerechtigkeit und Friedensliebe, der echten Milde und des löblichen Zornes, der weltgeschichtlich tiefen Einsicht, mit der Kraft lebendige Menschen zu schaffen. Ich wiederhole es: «Nathan» ist Poesie im höchsten Sinne des

Worts, er ist zugleich eine weltgeschichtliche That, Bahn brechend und beruhigend durch alle Zeiten!"

An diese Urtheile über bestimmte einzelne Werke Lessing's reihen sich die Urtheile über den Werth und die Wirkungen seiner ganzen schriftstellerischen Thätigkeit. „Es wird vielleicht Jahrhunderte währen", so würdigt Herder im Todesjahre Lessing's den der Welt und ihm unersetzlichen Verlust, „ehe die vielen Talente, die ausgebreiteten und gründlichen Kenntnisse sich mit dem philosophischen Geiste, mit dem Scharfsinn, mit dem schönen Ausdruck in Einem Namen vereinigen." Engel stellt die Schriften Lessing's den Werken der Sokratiker zur Seite, und gesteht ihnen, „schon um ihres dialogischen Charakters willen, eben ein solches Recht zur Unsterblichkeit" zu wie diesen. Friedrich Schlegel hält „nichts so groß und nichts so anscheinend geringfügig in der Literatur, worauf der Geist der Lessing'schen Kritik, der in dem ganzen Umfange der Literatur verbreitet sein sollte, nicht anwendbar wäre, dieser freimüthig untersuchende, überall nach richtigen Kunstbegriffen strebende, es immer strenger nehmende und doch so leicht zu bewegende Geist". „Er brach", lautet die Schilderung Hillebrand's, „den Stolz der aristokratischen Schulweisheit, löste den Pedantismus der spießbürgerlichen Bedächtigkeit, beschämte die anmaßliche Zudringlichkeit der gelehrten und orthodoxen Sophistik, und zeigte das Lächerliche der seichten und breiten Selbstgenügsamkeit, worin die literarische Mittelmäßigkeit sich in Prosa und Versen erging. Es kam fortan darauf an, mit Geist und Bestimmtheit, mit Klarheit und Gründlichkeit, mit Bildung und Energie zu schreiben. Die Bedeutung des Gedankens sollte sich mit der Präcision der Form verbinden, jene diese tragen und durchdringen. Das Horazische scribendi recte sapere est

et principium et fons erfüllte niemand so sehr als er. Daher in seinen Werken überall Leben und Bewegung, frische Kraft ohne Ueppigkeit, Tiefe ohne Verstiegenheit, eindringliche Sprache ohne rhetorischen Schwulst, Klarheit bis auf den Grund und in allen Gliedern des Ganzen." „Es waren", hebt R. E. Prutz hervor, „keine einzelnen genialen Blitze, welche Lessing in das dämmernde Bewußtsein seiner Zeitgenossen hineinschleuderte. Es war die Frucht gründlicher wissenschaftlicher Studien; es war ein heiliger, sonniger Tag der Aufklärung, den er über seine Zeit hinaufführte; es war ein ganzes System der Kunst, eine ganze Lehre des Schönen, die er aufbaute und zu der nun einem jeden der Zutritt offen stand. Alle größten Dichter der nachfolgenden Jahrzehnte, Goethe, Schiller, knüpfen bei ihm an. Er ist das incarnirte Bewußtsein seiner Zeit. Wonach alle rangen, was allen auf der Zunge lag, wohin alle im dunkeln Drange jagten und strebten: er hatte es gefunden, er sprach es aus, er lehrte es verstehen, das Große, das Geheimniß des Schönen." Julian Schmidt erkennt in ihm den ersten Dichter, „der mit empfänglichem Sinn für das Schöne begabt und aus voller Begeisterung für das Große diesen Adel der Seele nicht zu entwürdigen glaubte, wenn er sich in die wirklichen Verhältnisse vertiefte", der, „getragen von diesem Realismus des Lebens, die Deutschen des Kanzleistils der Liebe und Ehre, des romantischen Spiels mit fertigen Formen entwöhnte, der sie die Sprache der Freiheit, der sie individuelle, eigene Menschen fassen und darstellen lehrte". So auch Vilmar: „Mit einer Ueberlegenheit, gegen die kein Widerspruch aufkam, mit einer Scharfsichtigkeit, der nichts verborgen blieb, mit einer Aufrichtigkeit und Offenheit, die nichts verschweigt, mußte der Zeit ihre Aufgabe und ihr Ziel gesetzt werden. Und das hat Lessing gethan."

Aber die Krone dieser glänzenden Eigenschaften, die den Schriftsteller zieren, hören wir Heinrich Lang zusetzen, ist „der große sittliche Charakter", den Lessing in alles, was er schreibt, hineinlegt; „es ist das Herzblut des Dichters, mit dem er schreibt und zeichnet, es ist die Glut der Begeisterung für die idealen Güter unsers Geschlechts, die den Arbeiten seines scharfen schneidenden Verstandes jene Wärme, jenen Hauch des Gefühls und der Phantasie mittheilt, womit er überall zugleich auf das Herz und den Willen des Herzens wirkt; es ist der Mensch, der lebendige Mensch, der sich überall für die Sache einsetzt mit der ganzen Theilnahme seines Herzens, mit der Energie seines Charakters, mit der Leidenschaft seiner Wahrheitsliebe, mit dem Enthusiasmus seines Wahrheitsmuthes." „Der Klarheit seines Geistes, dem Umfange seines Wissens, der Tapferkeit seines Willens stand der Adel der Seele, die Lauterkeit der Gesinnung, die Wärme des Herzens ebenbürtig zur Seite, und wenn in seiner geistigen Verfassung überhaupt von einem Zuviel geredet werden dürfte, so wäre es ein Zuviel auf seiten des Herzens, ein Uebermaß der Herzensgüte."

Ueber die bildenden Wirkungen der Lessing'schen Schriften wird ebenfalls mit übereinstimmender Anerkennung geurtheilt. „Wer die Stufe des Dilettantismus überschreiten, wer den gesammten Aufbau und den innern Ausbau eines Kunstwerks lernen und erkennen will, kann", wie Berthold Auerbach es bezeichnet, „von Lessing Gesetz und Maß entnehmen." Heinrich Düntzer erinnert in seinem „Lessing als Dramatiker und Dramaturg" an Lessing's eifrigstes Bestreben, „Dichter und Schauspieler mit dem Gefühle von der hohen Würde ihrer Kunst zu durchdringen, die Zuschauer von ihrer leeren Unterhaltungssucht und niedrigen Gedankenlosigkeit

zu einem höhern Standpunkte zu erheben, und auf diese Weise alle auf dasjenige hinzuweisen, was noththue, aber nur durch edles, gemeinsames Zusammenwirken zu erreichen stehe." Für den hohen Werth der Schriften Lessing's in Bezug auf die Bildung der heranwachsenden Jugend hat der Gymnasialdirector Dr. Dietrich in Hirschberg öffentliches Zeugniß gegeben.*) Die geistigen und ethischen Vorzüge der Schriften Lessing's werden darin ausdrücklich angeführt, und für den besondern Zweck der Jugendbildung die „Abhandlungen über die Fabel" und „über das Epigramm", „Laokoon" und die „Hamburgische Dramaturgie" vor allem hervorgehoben: „Sie sollten von keinem, der zur Universität geht, ungelesen sein, von keinem nur oberflächlich gelesen."

Lessing war ein dankbarer Sohn und ein treuer Bruder. Kein Opfer für die Aeltern und die zahlreichen Geschwister, die später alle und fortwährend seiner Hülfe bedurften, das er nicht mit Aufbietung seiner äußersten Kräfte aus eigenem Herzensbedürfniß, stets bereitwillig darzubringen gesucht hätte. Und so ist auch die fremde Noth, die zu ihm ihre Zuflucht nahm, nie ungetröstet von ihm hinweggegangen. „Ich habe ihn öfters vermahnt", erzählte, nach einer Mittheilung Dittmar's, Garve's würdige Mutter, als das Gespräch zu Breslau im häuslichen Kreise auf Lessing kam, „bedachtsamer in seiner Freigebigkeit zu sein und an sein künftiges Alter zu denken. Er antwortete mir aber: «Hoffentlich wird es mir nie an Geld fehlen, solange ich diese drei Finger habe und es hier — auf die Stirn zeigend — nicht fehlen wird.» Als ihm einst vorgestellt wurde, daß der Bittende die Unterstützung nicht ver-

*) In der „Zeitschrift für das Gymnasialwesen", Jahrgang 1862 (Berlin).

diene, erwiderte er: «Ach Gott, wenn auch wir nur bekämen was wir verdienen, wieviel würden wir dann wol bekommen?»"

Dieser selbstlosen Nächstenliebe ist Lessing in allen Verhältnissen seines Lebens unverbrüchlich treu geblieben. Sie machte ihn, wie Gelzer im einzelnen nachweist, überall zum Sachwalter „der Unterdrückten gegen den Bedränger". Sie hat auch seine Vaterlandsliebe geläutert. „Lessing", äußert Bluntschli, „vergißt nie über der deutschen Nation die größere Menschheit, deren bloßer Theil jene ist, und ordnet den Anforderungen der Humanität, ohne zu markten, willig die Ansprüche seines Volks unter. Er weiß genau, wo Patriotismus Tugend zu sein aufhört."

Das persönliche Geschick Lessing's, das besonders in seinen letzten einsamen Jahren ein überaus drückendes war, ist von Heinrich Heine mit ergreifender Kürze geschildert. „Es ist herzzerreißend", sagt er, „wenn wir lesen, wie das Schicksal auch jede Freude diesem Manne versagt hat, und wie es ihm nicht einmal vergönnte, in der Umfriedung der Familie sich von seinen täglichen Kämpfen zu erholen. Einmal nur schien Fortuna ihn begünstigen zu wollen, sie gab ihm ein geliebtes Weib, ein Kind — aber dieses Glück war wie der Sonnenstrahl, der den Fittich eines vorüberfliegenden Vogels vergoldet."

Lessing starb am 15. Februar 1781 zu Braunschweig auf einer Reise, die er wenige Tage vorher, Genesung suchend, von Wolfenbüttel dorthin angetreten hatte.

Lichtstrahlen.

Der Mensch und die Gesellschaft.

Wahrheit und Wahrhaftigkeit.

Es muß ein kleiner Geist sein, der sich Wahrheiten zu borgen schämt. (3. I, 391.)

Die Wahrheit gewinnt nicht allein durch neue Entdeckungen, sondern auch durch die verschiedenen Arten, sie vorzutragen. (22. III, 384.)

Ob es erlaubt sei, bei Untersuchung der Wahrheit sich die Unwissenheit seines Gegners zu Nutze zu machen? Ich weiß wohl, daß man in bürgerlichen Händeln nicht nöthig hat, seinem Widersacher Beweise gegen sich an die Hand zu geben, ohne die er seine Sache sogleich verlieren müßte. Man würde vielmehr denjenigen für einen Rasenden halten, der es thäte, wenn er nicht gewiß wäre, daß er, alles und jedes, auf das augenscheinlichste widerlegen könne. Aber warum? Weil sein Verlust nothwendig mit des andern Gewinne verbunden ist, und weil man von einem Richter weiter nichts fordern kann, als daß er mit seinem Ausspruche auf die-

jenige Seite tritt, welche das meiste Recht für sich zu haben scheint. Dieses aber findet sich bei den Streitigkeiten, welche die Wahrheit zum Vorwurfe haben, nicht. Man streitet zwar um sie; allein es mag sie der eine oder der andere Theil gewinnen, so gewinnt er sie doch nie für sich selbst. Die Partei, welche verliert, verliert nichts als Irrthümer, und kann alle Augenblicke an dem Siege der andern theilnehmen. Die Aufrichtigkeit ist daher das erste, was ich von einem Weltweisen verlange. Er muß mir keinen Satz deswegen verschweigen, weil er mit seinem System weniger übereinkommt als mit dem System eines andern; und keinen Einwurf deswegen, weil er nicht mit aller Stärke darauf antworten kann. Thut er es aber, so ist es klar, daß er aus der Wahrheit ein eigennütziges Geschäft macht, und sie in die engen Grenzen seiner Untrüglichkeit einschließen will. (39. IV, 56.)

Man ist in Gefahr, sich auf dem Wege zur Wahrheit zu verirren, wenn man sich um gar keine Vorgänger bekümmert; und man versäumt sich ohne Noth, wenn man sich um alle bekümmern will.

(56. V, 381.)

Die Wahrheit läßt sich nicht so in dem Taumel unserer Empfindungen haschen! (78. VI, 131.)

Wahrheit ist der Seele nothwendig; und es wird Tyrannei, ihr in Befriedigung dieses wesentlichen Bedürfnisses den geringsten Zwang anzuthun.

(94. VI, 382.)

Nichts ist groß, was nicht wahr ist.

(121. VII, 137.)

Der, dem es blos um Aufklärung der Wahrheit zu thun ist, kann wol dann und wann Ein Wort für das andere, Eine Wendung für die andere ergreifen; aber sobald er sieht, daß dieses unrechte Wort, daß diese unrechte Wendung einen Eindruck machen, den sie nicht machen sollen, daß kleine hämische Kläffer dahinter her bellen, und die unwissende Schadenfreude den Wurf, der ihm entfuhr, für abgezielt ausschreit: so steht er keinen Augenblick an, das Misverständniß zu heben, die Sache mag noch so geringschätzig scheinen. (169. VIII, 110.)

Schreibt man denn nur darum, um immer recht zu haben? Ich meine, mich um die Wahrheit ebenso verdient gemacht zu haben, wenn ich sie verfehle, mein Fehler aber die Ursache ist, daß sie ein anderer entdeckt, als wenn ich sie selbst entdecke. (176. VIII, 189.)

Der wahre Werth des Menschen kann bei keiner Wahrheit verlieren. (225. XI, 97.)

Ich weiß nicht, ob es Pflicht ist, Glück und Leben der Wahrheit aufzuopfern; wenigstens sind Muth und Entschlossenheit, welche dazu gehören, keine Gaben, die wir uns selbst geben können. Aber das, weiß ich, ist Pflicht, wenn man Wahrheit lehren will, sie ganz oder gar nicht zu lehren; sie klar und rund, ohne Räthsel, ohne Zurückhaltung, ohne Mistrauen in ihre Kraft und Nützlichkeit zu lehren: und die Gaben, welche dazu er-

fordert werden, stehen in unserer Gewalt. Wer die nicht erwerben, oder wenn er sie erworben, nicht brauchen will, der macht sich um den menschlichen Verstand nur schlecht verdient, wenn er grobe Irrthümer uns benimmt, die volle Wahrheit aber vorenthält, und mit einem Mitteldinge von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. Denn je gröber der Irrthum, desto kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit; dahingegen der verfeinerte Irrthum uns auf ewig von der Wahrheit entfernt halten kann, je schwerer uns einleuchtet, daß er Irrthum ist.

(181. VIII, 325.)

Der Mann, der bei drohenden Gefahren der Wahrheit untreu wird, kann die Wahrheit doch sehr lieben, und die Wahrheit vergibt ihm seine Untreue, um seiner Liebe willen. Aber wer nur darauf denkt, die Wahrheit unter allerlei Larven und Schminke an den Mann zu bringen, der möchte wol gern ihr Kuppler sein, nur ihr Liebhaber ist er nie gewesen. Ich wüßte kaum etwas Schlechteres als einen solchen Kuppler der Wahrheit.

(181. VIII, 326.)

Unter allen erworbenen Schätzen müssen dem Menschen keine werther sein als die Schätze der Wahrheit, die einzigen, die er mit sich zu nehmen Hoffnung hat.

(181. VIII, 335.)

Wer in Bestreitung aller Arten von Vorurtheilen niemals schüchtern, niemals laß zu werden wünscht, der besiege ja dieses Vorurtheil zuerst, daß die Eindrücke unserer Kindheit nicht zu vernichten wären. Die Begriffe,

die uns von Wahrheit und Unwahrheit in unserer Kindheit beigebracht werden, sind gerade die allerflachsten, die sich am allerleichtesten durch selbsterworbene Begriffene auf ewig überstreichen lassen; und diejenigen, bei denen sie in einem spätern Alter wieder zum Vorschein kommen, legen dadurch wider sich selbst das Zeugniß ab, daß die Begriffe, unter welchen sie jene begraben wollen, noch flacher, noch seichter, noch weniger ihr Eigenthum gewesen, als die Begriffe ihrer Kindheit.

(181. VIII, 336.)

Es ist allerdings ein höchst betrübender Gedanke, zu erfahren, wie leicht durch die Aussage eines einzigen falschen Zeugen die Wahrheit auf immer kann unterdrückt werden. Getrost, nicht auf immer!

(181. VIII, 380.)

Uneinigkeit, die blos daher entsteht, daß jeder der Wahrheit auf einer andern Stelle aufpaßt, ist Einigkeit in der Hauptsache, und die reichste Quelle einer wechselseitigen Hochachtung, auf die allein Männer Freundschaft bauen. (202. X, 2.)

Philosophische Köpfe, weiß ich wohl, mochten einmal und möchten noch gern die Spötterei zum Probirstein der Wahrheit machen. Aber ebendarum waren und sind sie auch keine Philosophen, sondern nur philosophische Köpfe. (232. XI, 462.)

Ein Mann, der Unwahrheit, unter entgegengesetzter Ueberzeugung, in guter Absicht, eben so scharfsinnig als bescheiden durchzusetzen sucht, ist unendlich mehr werth als ein Mann, der die beste edelste Wahrheit aus Vor-

urtheil, mit Verschreiung seiner Gegner, auf alltägliche Weise vertheidigt. (217. X, 49.)

Vorsatz, die Wahrheit nicht für Wahrheit zu erkennen! Licht und Finsterniß nicht unterscheiden wollen! Ich wüßte keinen Vorwurf, über welchen ich mehr schaudern würde als diesen, wenn ich ihn objectiv als möglich denken könnte. (217. X. 70.)

Unterredungen, die zur Untersuchung der Wahrheit geschrieben werden, sind keine Komödien, und der Verfasser solcher Unterredungen muß für alles stehen, was er nicht darin gelegentlich selbst verwirft, oder wenigstens mit einem misbilligenden Seitenblicke bezeichnet. (217. X, 104.)

Die innere Wahrheit ist keine wächserne Nase, die sich jeder Schelm nach seinem Gesichte bossiren kann wie er will. (219. X, 156.)

Woher die innere Wahrheit nehmen? Aus ihr selbst. Deswegen heißt sie ja die innere Wahrheit, die Wahrheit, die keiner Beglaubigung von außen bedarf. (219. X, 156.)

Ein anderes ist, die Wahrheit aus Vorurtheil glauben; und ein anderes, sie um ihrer selbst willen glauben. Beides kann vielleicht in der Anwendung auf das Nämliche hinausführen: aber ist es darum das Nämliche? (219. X, 156.)

Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem scharfen, sondern dem blanken Schwerte zuschreiben! Wie lächerlich also auch die Ueberlegenheit, welche die Wahr-

heit einem Gegner über uns gibt, einem blendenden Stile desselben zuschreiben! Ich kenne keinen blendenden Stil, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnt. Wahrheit allein gibt echten Glanz, und muß auch bei Spötterei und Posse, wenigstens als Folie, unterliegen. (206. X, 174.)

Den wahren Weg einschlagen, ist oft bloßes Glück; um den rechten Weg bekümmert zu sein, gibt allein Verdienst. (233. XI, 495.)

Die Wahrheit, die man auf Einem Bogen nicht sagen und erweisen kann, ist wol nicht weit her; — oder ist vielmehr zu weit her. (235. XI, 519.)

Jeder sage, was ihm Wahrheit dünkt, und die Wahrheit selbst sei Gott empfohlen! (335. XII, 504.)

Milde und Barmherzigkeit.

Im Verzeihen müssen wir dem Himmel gleichen. (1. II, 375.)

Die nicht getröstet sein wollen, denen ist eben der Trost am nöthigsten. (5. II, 566.)

Die Natur weiß nichts von dem verhaßten Unterschiede, den die Menschen unter sich festgesetzt haben. Sie theilt die Eigenschaften des Herzens aus, ohne den Edeln und den Reichen vorzuziehen, und es scheint so-

gar, als ob die natürlichen Empfindungen bei gemeinen Leuten stärker als bei andern wären. Gütige Natur, wie beneidenswürdig schadlos hältst du sie wegen der nichtigen Scheingüter, womit du die Kinder des Glücks abspeisest! — Ein fühlend Herz — wie unschätzbar ist es! Es macht unser Glück, auch alsdann, wenn es unser Unglück zu machen scheint. (29. III, 302.)

Der mitleidigste Mensch ist der beste Mensch, zu allen gesellschaftlichen Tugenden, zu allen Arten der Großmuth der aufgelegteste. (263. XII, 50.)

Keine Großmuth will mit Fingern gewiesen sein. (84. VI, 225.)

Du verstehst dich so trefflich auf die guten Menschen, aber wann willst du die schlechten ertragen lernen? Und sie sind doch auch Menschen. Und öfters bei weitem so schlechte Menschen nicht, als sie scheinen. Man muß ihre gute Seite nur aufsuchen. (93. I, 571.)

Menschlichkeit und Sanftmuth verdienen bei jeder Gelegenheit empfohlen zu werden, und kein Anlaß dazu kann so entfernt sein, den wenigstens unser Herz nicht sehr natürlich und dringend finden sollte. (102. VII, 32.)

Es sei uns immer angelegener, Menschlichkeit zu zeigen, als Lebensart. (110. VII, 76.)

Auch dann noch, wenn das Unglück, welches den Bösewicht befällt, eine unmittelbare Folge seines Verbrechens ist, können wir uns nicht erwehren, bei dem Anblick dieses Unglücks mit ihm zu leiden.

(139. VII, 343.)

Fehler schließen Vorsatz und Tücke aus; — daher müssen alle Fehler allen zu verzeihen sein.

(153. VIII, 3.)

Ist nicht das Vergeben für ein gutes Herz ein Vergnügen? (51. II, 42.)

Recht schmerzhafte Beleidigungen, recht tödliche Kränkungen zu vergeben, muß eine Wollust sein, in der die ganze Seele zerfließt. (51. II, 42.)

Was ist göttlicher als Vergeben? (51. II, 47.)

Es mag wol eine grausame Barmherzigkeit sein, ein Uebel, das man zeigen könnte, nur argwohnen zu lassen. (51, II, 64.)

Die Rache ist nicht unser. (51. II, 80.)

Sollen wir nur die lieben, die uns lieben?

(51. II, 84.)

Was ist ein König, wenn er kein Vater ist? Was ist ein Held ohne Menschenliebe? (54. II, 109.)

Hülfe ohne Mitleiden, was ist das für eine unerträgliche Hülfe! (321. XII, 424.)

Die sich am leichtesten übereilen, sind nicht die schlechtesten Menschen, denn sie sind größtentheils eben so fertig, ihre Uebereilung zu bekennen; und eingestandene Uebereilung ist oft lehrreicher als kalte überdachte Unfehlbarkeit. (218. X, 128.)

Die Neugier eines ehrlichen Mannes steht da gern still, wo Wahrheitsliebe sie nicht weiter treibt und Liebe des Nächsten sie stillzustehen bittet. (213. X, 225.)

Dein Vorfahr — gab so unhold, wenn er gab;
Erkundigte so ungestüm sich erst
Nach dem Empfänger; nie zufrieden, daß
Er nur den Mangel kenne, wollt' er auch
Des Mangels Ursach' wissen, um die Gabe
Nach dieser Ursach' filzig abzuwägen. So unmild mild
Wird Saladin im Hafi nicht erscheinen!
(221. II, 211.)

. . . Der Wille
Und nicht die Gabe macht den Geber.
(221. II, 214.)

Laß eine Kleinigkeit, mein Bruder, dir
Nicht näher treten, als sie würdig ist.
(221. II, 235.)

Es ist schwer, daß auch die gleichsten Fußgänger einen langen Weg immer Hand in Hand zurücklegen

können. Aber wenn die Rauhigkeit des Weges sie zwingt, ihre Hände fahren zu lassen, so können sie doch immer einander mit Achtung und Freundschaft in den Augen behalten, und immer bereit sein, wenn ein bedenkliches Straucheln einen gefährlichen Fall droht, einander Hülfe zu leisten. (231. XI, 451.)

Die Tapfersten, sagt Xenophon, sind die Mitleidigsten und Hülfsbegierigsten. Die Bemerkung ist sehr richtig. Ich tröstete damit den seligen Kleist, als er 1757 in Leipzig bleiben und die Besorgung des Lazareths übernehmen mußte. (242. XI, 695.)

Wohlthaten und Dankbarkeit.

Wohlthaten hören auf, Wohlthaten zu sein, wenn man sucht, sich für sie bezahlt zu machen. (2. I, 238.)

Wahre Wohlthäter haben selten Undankbare verpflichtet; ja, ich will zur Ehre der Menschheit hoffen, niemals. Aber die Wohlthäter mit kleinen eigennützigen Absichten, die sind es werth, daß sie Undank anstatt Erkenntlichkeit einwuchern. (61. I, 143.)

Die Dankbarkeit ist eine schöne Tugend, aber ohne ein feines Gefühl dringt sie dem Wohlthäter oft Dinge auf, die er nicht haben mag, und wobei er sich besser befindet, sie nicht zu haben, als sie zu haben.

(157. VIII, 25.)

Es ist nicht Freigebigkeit, es ist Geiz, sich Dank mit etwas erkaufen zu wollen, was keines Dankes werth ist. (183. VIII, 447.)

Leute, die eine große Wohlthat gleich, ohne Bedenken, annehmen können, sind der Wohlthat selten würdig. Die sie am meisten verdienen, haben auch immer das größte Mistrauen gegen sich selbst. Doch muß das Mistrauen nicht über sein Ziel getrieben werden. (51. II, 43.)

Innere Vorgänge.

Noch ist nie ein Herz gezwungen worden, als dasjenige, dem es lieb ist, den Zwang zu seiner Entschuldigung machen zu können. (2. I, 239.)

Es ist allemal besser, wenn man es nicht weiß, wer von uns übel spricht. Die Kenntniß unserer Verleumder wirkt auch in dem großmüthigsten Herzen eine Art von Entfernung gegen sie, die ihre Aussöhnung mit der beleidigten Person nur noch schwerer macht. (3. I, 407.)

Das Herz nimmt keine Gründe an, und will in diesem wie in andern Stücken seine Unabhängigkeit von dem Verstande behaupten. Man kann es tyranniſiren, aber nicht zwingen. (3. I, 454.)

Man ist oft gelassen, weil man bei sich kein Recht zu haben fühlt, hastig und aufgebracht zu sein.

(6. I, 470.)

Was denkt man denn, wenn sich in einem Augenblicke tausend Gedanken durchkreuzen? und was empfindet man denn, wenn das Herz vor lauter Empfinden in einer tiefen Betäubung liegt? (51. II, 44.)

Sind es wirklich Ahnungen, oder sind es gewöhnliche Empfindungen, die von der Erwartung eines unverdienten Glücks, und von der Furcht, es zu verlieren, unzertrennlich sind? (51. II, 52.)

Wie dem, der in einer schnellen Kreisbewegung drehend geworden, auch da noch, wenn er schon wieder stillsitzt, die äußern Gegenstände mit ihm herumzugehen scheinen; so wird auch das Herz, das zu heftig erschüttert worden, nicht auf einmal wieder ruhig. Es bleibt eine zitternde Bebung oft noch lange zurück, die wir ihrer eigenen Abschwächung überlassen müssen.

(51. II, 53.)

Sind Ausschweifungen der Einbildungskraft Empfindungen? Wo diese so geschäftig ist, da ist ganz gewiß das Herz leer, kalt. (67. VI, 15.)

Das Wesen der Liebe besteht darin, daß ich das Vergnügen der geliebten Person für das meinige, und mein Vergnügen für das ihrige halte. (225. XI, 94.)

Ein volles Herz kann die Worte nicht wägen.

(93. I, 585.)

Nichts ist betrüglicher als allgemeine Gesetze für unsere Empfindungen. (94. VI, 399.)

Der Ehrgeiz ist nie ohne eine Art von Edelmuth, und die Rache streitet mit dem Edelmuth zu sehr, als daß die Rache des Ehrgeizigen ohne Maß und Ziel sein sollte. (122. VII, 137.)

Die Eifersucht ist eine Art von Neid, und Neid ist ein kleines, kriechendes Laster, das keine andere Befriedigung kennt als das gänzliche Verderben seines Gegenstandes. 122. VII, 137.)

Eine kleine Geduld? Ja, wenn die Zeit nur außer uns wäre! Wenn eine Minute am Zeiger sich in uns nicht in Jahre ausdehnen könnte! (187. II, 141.)

. . . Sich so verschmäht
Von dem zu finden, den man hochzuschätzen
Sich so gezwungen fühlt; so weggestoßen,
Und doch so angezogen werden; — traun,
Da müssen Herz und Kopf sich lange zanken,
Ob Menschenhaß, ob Schwermuth siegen soll.

221. II, 196.)

Des Menschen Hirn faßt so
Unendlich viel, und ist doch manchmal auch
So plötzlich voll von einer Kleinigkeit.
So plötzlich voll!

. . . Doch nur Geduld!
Die Seele wirkt den aufgedunf'nen Stoff
Bald in einander, schafft sich Raum, und Licht
Und Ordnung kommen wieder. (221. II, 289.)

Höhere Bezüge.

Lassen Sie uns jene weise Vorsicht bewundern, welche auch die Fehler ihrer Werkzeuge zu brauchen weiß. (26. III, 285.)

Das Gewissen ist doch mehr als eine ganze uns verklagende Welt. (51. II, 1.)

Ewige Güte! Wie schwach ist der Dank eines sterblichen Mundes! (51. II, 50.)

Wer wollte die Fügungen des Höchsten zu richten wagen? (51. II, 87.)

Ich glaube, der Schöpfer mußte alles, was er erschuf, fähig machen, vollkommener zu werden, wenn es in der Vollkommenheit, in welcher er es erschuf, bleiben sollte. (253. XII, 37.)

Wirst du deswegen zu beten unterlassen, weil du nicht ganz gewiß weißt, ob dir das Gebet helfen wird? (54. II, 103.)

Unsere Schuld und Unschuld sind unendlicher Mißdeutungen, unendlicher Beschönigungen fähig. Nur dem

untrüglichen Auge der Götter erscheinen wir, wie wir sind, nur das kann uns richten. (54. II, 103.)

Ein einziger dankbarer Gedanke gen Himmel ist das vollkommenste Gebet. (93. I, 538.)

Was kann der Schöpfer lieber sehen als ein fröhliches Geschöpf? (93. I, 538.)

Die Vorsicht hält einen ehrlichen Mann immer schadlos, und öfters schon im voraus. (93. I, 578.)

Die Vernunft befiehlt mir, mich der Vorsicht in allen Vorfällen geduldig zu unterwerfen; sie verbietet mir, meinem Elende durch meine Zerstörung ein Ende zu machen. Die Vorsicht kann es enden und wird es enden, sobald es mir dienlich ist. (287. XII, 192.)

Die Gabe, zu beten, ist nicht immer in unserer Gewalt. Dem Himmel ist beten wollen auch beten. — Und sündigen wollen auch sündigen. (187. II, 135.)

Das Wort Zufall ist Gotteslästerung. Nichts unter der Sonne ist Zufall. (187. II, 166.)

Was geschehen soll, weiß die Vorsicht am allerbesten zu lenken. (319. XII, 379.)

Man kann einem Nationalgott untreu werden; aber nie Gott, sobald man ihn einmal erkannt hat.

(198. X, 27.)

Gott lohnt Gutes, hier
Gethan, auch hier noch.

(221. II, 205.)

Sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer immer bessern Zukunft sich fühlt, von dieser Zukunft gleichwol Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen, nicht nöthig haben wird; da er das Gute thun wird, weil es das Gute ist.

(222. X, 327.)

Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln. — Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten zurückzugehen. — Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist. (222. X, 328.)

Aeltern-, Kindes- und Geschwisterliebe.

Nicht Augenblicke, lange Tage, ein nochmaliges Leben würde erfordert, alles zu sagen, was eine schuldige, eine reuende, eine gestrafte Tochter einem beleidigten, einem großmüthigen, einem zärtlichen Vater sagen kann.

(51. II, 84.)

Für wohlgerathene Kinder können Aeltern nicht zu viel thun. Aber wenn sich ein blöder Vater für einen ausgearteten Sohn das Blut vom Herzen zapft, dann wird Liebe zur Thorheit. (60. I, 139.)

Der brüderlichen Liebe wollen wir von der Klugheit keine Grenzen gesetzt wissen. (149. VII, 435.)

Einzig oder nicht. Das unglückliche Kind ist immer das einzige. (187. II, 172.)

Die väterliche Liebe theilt ihre Sorge nicht gern. (187. II, 181.)

Erziehung.

Der größte Fehler, den man bei der Erziehung zu begehen pflegt, ist dieser, daß man die Jugend nicht zum eigenen Nachdenken gewöhnt. (69. VI, 22.)

Das große Geheimniß, die menschliche Seele durch Uebung vollkommen zu machen, besteht einzig darin, daß man sie in steter Bemühung erhalte, durch eigenes Nachdenken auf die Wahrheit zu kommen. Die Triebfedern dazu sind Ehrgeiz und Neugierde, und die Belohnung ist das Vergnügen an der Erkenntniß der Wahrheit. Bringt man aber der Jugend die historische Kenntniß gleich anfangs bei, so schläfert man ihre Gemüther ein,

die Neugierde wird zu frühzeitig gestillt, und der Weg, durch eigenes Nachdenken Wahrheiten zu finden, wird auf einmal verschlossen. Wir sind von Natur weit begieriger, das Wie, als das Warum zu wissen. Hat man uns nun unglücklicherweise gewöhnt, diese beiden Arten der Erkenntniß zu trennen, hat man uns nicht angeführt, bei jeder Begebenheit auf die Ursache zu denken, jede Ursache gegen die Wirkung abzumessen, und aus dem richtigen Verhältnisse derselben auf die Wahrheit zu schließen, so werden wir sehr spät aus dem Schlummer der Gleichgültigkeit erwachen, in welchen man uns eingewiegt hat. Die Wahrheiten selbst verlieren in unsern Augen alle Reize, wenn wir nicht etwa bei reifern Jahren von selbst angetrieben werden, die Ursachen der erkannten Wahrheiten zu erforschen. (69. VI, 23.)

Erziehung gibt dem Menschen nichts, was er nicht auch aus sich selbst haben könnte; sie gibt ihm das, was er aus sich selber haben könnte, nur geschwinder und leichter. (222. X, 309.)

Das Kind de Erziehung fängt mit langsamen, aber sichern Schritten an; es holt manches glücklicher organisirte Kind der Natur spät ein; aber es holt es doch ein, und ist alsdann nie wieder von ihm einzuholen. (222. X, 313.)

Der Verstand will schlechterdings an geistigen Gegenständen geübt sein, wenn er zu seiner völligen Aufklärung gelangen und diejenige Reinigkeit des Herzens hervorbringen soll die uns die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben f hig macht. (222. X, 326.)

Die schmeichelnden Aussichten, die man dem Jünglinge eröffnet, die Ehre, der Wohlstand, die man ihm vorspiegelt, was sind sie mehr, als Mittel, ihn zum Manne zu erziehen, der auch dann, wenn diese Aussichten der Ehre und des Wohlstandes wegfallen, seine Pflicht zu thun vermögend sei. (222. X, 327.)

Staaten und Nationen.

Sollen Treu' und Redlichkeit unter zwei Völkerschaften herrschen, so müssen beid gleichviel dazu beitragen. (4. I, 309.)

Ich bin kein Freund allgemeiner Urtheile über ganze Völker. — Ich sollte glauben, daß es unter allen Nationen gute und böse Seelen geben könnte.

(4. I, 315.)

Alles hat in der Welt seinen gewissen Zeitpunkt. Ein Staat wächst, bis er diesen erreicht hat, und solange er wächst, wachsen auch Künste und Wissenschaften mit ihm. Stürzt er also, so stürzt er nicht deswegen, weil ihn diese untergraben, sondern weil nichts eines immerwährenden Wachsthums fähig ist, und weil er nunmehr eben den Gipfel erreicht hatte, von welchem er mit einer ungleich größern Geschwindigkeit wieder abnehmen sollte, als er gestiegen war.

(27a. III, 296.)

Ich bin sehr überzeugt, daß kein Volk in der Welt irgend eine Gabe des Geistes vorzüglich vor andern

Völkern erhalten habe. Man sagt zwar: der tiefsinnige Engländer, der witzige Franzose. Aber wer hat denn die Theilung gemacht? Die Natur gewiß nicht, die alles unter alle gleich vertheilt. Es gibt eben so viel witzige Engländer als witzige Franzosen, und eben so viel tiefsinnige Franzosen als tiefsinnige Engländer: der Braß von dem Volke aber ist keins von beiden.

(143. VII, 363.)

Die Staaten vereinigen die Menschen, damit durch diese und in dieser Vereinigung jeder einzelne Mensch seinen Theil von Glückseligkeit desto besser und sicherer genießen könne. Das Totale der einzelnen Glückseligkeiten aller Glieder ist die Glückseligkeit des Staats. Außer dieser gibt es gar keine. Jede andere Glückseligkeit des Staats, bei welcher auch noch so wenig einzelne Glieder leiden und leiden müssen, ist Bemäntelung der Tyrannei; anders nichts! (220. X, 263.)

Als ob die Natur mehr die Glückseligkeit eines abgezogenen Begriffs — wie Staat, Vaterland und dergleichen sind — als die Glückseligkeit jedes wirklichen einzelnen Wesens zur Absicht gehabt hätte!

(220. X, 265.)

Wenn die Staatsverfassungen Mittel, Mittel menschlicher Erfindungen sind, sollten sie allein von dem Schicksale menschlicher Mittel ausgenommen sein? — — So sind Schiffahrt und Schiffe Mittel, in entlegene Länder zu kommen, und werden Ursache, daß viele Menschen nimmermehr dahin gelangen. (220. X, 265.)

Die bürgerliche Gesellschaft kann die Menschen nicht vereinigen, ohne sie zu trennen, nicht trennen, ohne Klüfte zwischen ihnen zu befestigen, ohne Scheidemauern durch sie hin zu ziehen. — Aber weil der Rauch bei dem Feuer unvermeidlich ist, durfte man darum keinen Rauchfang erfinden? Und der den Rauchfang erfand, war der darum ein Feind des Feuers? (220. X, 269.)

Wäre nicht recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurtheile der Völkerschaft hinweg wären und genau wüßten, wo Patriotismus Tugend zu sein aufhört, — welche bürgerliche Hoheit nicht blendet und bürgerliche Geringfügigkeit nicht ekelt, in deren Gesellschaft der Hohe sich gern herabläßt und der Geringe sich dreist erhebt?

(220. X, 272.)

Geschichte.

Ohne die Geschichte bleibt man ein unerfahrenes Kind, und ohne die Geschichte der Weltweisheit insbesondere, welche nichts als die Geschichte des Irrthums und der Wahrheit ist, wird man die Stärke des menschlichen Verstandes nimmermehr schätzen lernen; man wird ewig ein aufgeblasener Sophist bleiben, der, in seine Grillen verliebt, der Gewißheit im Schoße zu sitzen glaubt; man wird stündlich der Gefahr ausgesetzt sein, von unwissenden Prahlern hintergangen zu werden.

(12. III, 171.)

Sich kein Gewissen machen, uns seine Vermuthungen für Wahrheiten zu verkaufen und die Lücken der Zeug-

nisse aus seiner Erfindung zu ergänzen — O, weg mit diesem poetischen Geschichtsschreiber! Ich mag ihn nicht lesen; Sie mögen ihn auch nicht lesen, als einen Geschichtsschreiber wenigstens nicht, und wenn ihn sein Vortrag noch so lesenswürdig machte!

(79. VI, 145.)

Ueberhaupt glaube ich, daß der Name eines wahren Geschichtsschreibers nur demjenigen zukommt, der die Geschichte seiner Zeiten und seines Landes beschreibt. Denn nur der kann selbst als Zeuge auftreten und darf hoffen, auch von der Nachwelt als ein solcher geschätzt zu werden, wenn alle andern, die sich nur als Abhörer der eigentlichen Zeugen erweisen, nach wenig Jahren von ihres gleichen gewiß verdrängt sind.

(79. VI, 146.)

Ohne Thaten gibt es keine Geschichte.

(188. IX, 2.)

Es war die uralte Gewohnheit der Deutschen, ihre Geschichte in Lieder und Reime zu verfassen: und diese Gewohnheit hat sich sehr lange erhalten. Daß sie nunmehr gänzlich abgekommen, mag vielleicht für den Geschmack ganz gut sein; aber für die historische Wahrheit ist es gewiß nicht gut. In diesen Liedern erschallte gemeiniglich die Stimme des Volks: und wenn geschehene Dinge nicht mit dichterischen Fabeln darin geschmückt waren, so waren sie doch mit Empfindungen durchwebt, die man wirklich dabei gehabt hatte. Für solche Empfindungen gibt uns der heutige Geschichtsschreiber kalte, aber wenn Gott will, sehr zuverlässige Beläge aus dem bedächtlichen Cabinete; und wir finden uns trefflich verbessert.

(191. IX, 82.)

Wie viel Schlechtes muß in dem historischen Fache geschrieben werden, ehe sich etwas Gutes schreiben läßt!
(196. IX, 389.)

Wenn der Ausgang die Seele der Geschichte sein soll, wenn man nach diesem alles Vorhergegangene beurtheilen soll: so wäre es ebenso gut, wir hätten gar keine Geschichte. (196. IX, 397.)

Kunst und Wissenschaft.

Schriften und Schriftsteller.

Es ist die größte Ungerechtigkeit, die man gegen einen alten Schriftsteller ausüben kann, wenn man ihn nach den jetzigen feinern Sitten beurtheilen will. Man muß sich durchgängig an die Stelle seiner Zeitgenossen setzen, wenn man ihm nicht Fehler andichten will, die bei ihm keine sind. (9. III, 119.)

Bei einem Schriftsteller muß es das erste sein, sich zu erkundigen, wie weit es andere in der Arbeit, die er unternimmt, schon gebracht haben. (10. III, 124.)

Wenn man einer Art von Schriftstellern das Handwerk legen will, so sei es diejenige, welche uns das Laster angenehm macht. (18. III, 231.)

Die Welt allein bildet einen vollkommenen Menschen nicht. Das Lesen der besten Schriftsteller muß dazu kommen. (19. III, 244.)

Ein unglückliches Beispiel macht oft eine gegründete Anmerkung verdächtig. (32. III, 318.)

Lieber gar keinen Titel angeführt, als ihn so angeführt, daß man mehr dabei denken kann als man soll. (34. III, 365.)

Ungerecht wird die Nachwelt nie sein. Anfangs zwar pflanzt sie Lob und Tadel fort, wie sie es bekommt; nach und nach aber bringt sie beides auf ihren rechten Punkt. Bei Lebzeiten und ein halb Jahrhundert nach dem Tode für einen großen Geist gehalten werden, ist ein schlechter Beweis, daß man es ist; durch alle Jahrhunderte aber hindurch dafür gehalten werden, ist ein unwidersprechlicher. Eben das gilt bei dem Gegentheil. Ein Schriftsteller wird von seinen Zeitgenossen und von dieser ihren Enkeln nicht gelesen; ein Unglück, aber kein Beweis wider seine Güte; nur wenn auch der Enkel Enkel nie Lust bekommen, ihn zu lesen, alsdann ist es gewiß, daß er es nie verdient hat, gelesen zu werden. (38. IV, 6.)

Zwei verschiedene Schriftsteller sind deswegen noch nicht einerlei Meinung, weil sie sich an gewissen Stellen mit einerlei Worten ausdrücken. (48. V, 18.)

Lassen Sie uns bei den Alten in die Schule gehen. Was können wir nach der Natur für bessere Lehrer wählen? (254. XII, 56.)

Etwas Erhabenes auszudrücken muß man so wenig Worte aufwenden als möglich. (256. XII, 92.)

Eine Vorrede soll nichts enthalten als die Geschichte des Buchs. (55. V, 357.)

Licenz, visiren, Education, Disciplin, Moderation, Eleganz, Aemulation, Jalousie, Corruption, Dexterität und noch hundert solche Worte, die alle nicht das geringste mehr sagen als die deutschen, erwecken auch dem einen Ekel, der nichts weniger als ein Purist ist. (71. VI, 30.)

Keine Mühe ist vergebens, die einem andern Mühe ersparen kann. Ich habe das Unnütze nicht unnützlich gelesen, wenn es von nun an dieser oder jener nicht weiter lesen darf. Ich kann nicht bewundert werden; aber ich werde Dank verdienen. Und die Vorstellung, Dank zu verdienen, muß eben so angenehm sein als die Vorstellung, bewundert zu werden: oder wir hätten keine Grammatiker, keine Literatoren. (92. VI, 283.)

Quellen? So gefällt es der verheerenden Zeit. Sie macht aus Nachahmern Originale, und gibt Auszügen einen Werth, den ehedem kaum die Werke selbst hatten. (92. VI, 286.)

An systematischen Büchern haben wir Deutsche überhaupt keinen Mangel. Aus ein paar angenommenen Worterklärungen in der schönsten Ordnung alles, was

wir nur wollen, herzuleiten, darauf verstehen wir uns trotz einer Nation in der Welt. (94. VI, 375.)

Der gute Schriftsteller hat immer die Erleuchtetsten und Besten seiner Zeit und seines Landes vor Augen, und nur was diesen gefallen, was diese rühren kann, würdigt er zu schreiben. Selbst der dramatische, wenn er sich zu dem Pöbel herabläßt, läßt sich nur darum zu ihm herab, um ihn zu erleuchten und zu bessern; nicht aber ihn in seinen Vorurtheilen, ihn in seiner unedeln Denkungsart zu bestärken. (97. VII, 8.)

Kein Scribent, am wenigsten ein Dichter, muß seine Leser oder Zuhörer so gar unwissend annehmen; er darf auch gar wohl manchmal denken: was sie nicht wissen, das mögen sie fragen! (120. VII, 133.)

Die alten Grammatiker waren nicht das, was wir jetzt bei dem Namen denken. Es waren Leute von vieler Einsicht; das ganze weite Feld der Kritik war ihr Gebiet. Was von ihren Auslegungen classischer Schriften auf uns gekommen, verdient daher nicht blos wegen der Sprache studirt zu werden. Nur muß man die neuern Interpolationen zu unterscheiden wissen. (136. VII, 325.)

Das meiste, was wir Deutsche noch in der schönen Literatur haben, sind Versuche junger Leute. Ja das Vorurtheil ist bei uns fast allgemein, daß es nur jungen Leuten zukomme, in diesem Felde zu arbeiten. Männer, sagt man, haben ernsthaftere Studien oder

wichtigere Geschäfte, zu welchen sie die Kirche oder der Staat auffordert. Verse und Komödien heißen Spielwerke; allenfalls nicht unnützliche Vorübungen, mit welchen man sich höchstens bis in sein fünfundzwanzigstes Jahr beschäftigen darf. Sobald wir uns dem männlichen Alter nähern, sollen wir fein alle unsere Kräfte einem nützlichen Amte widmen; und läßt uns dieses Amt einige Zeit, etwas zu schreiben, so soll man ja nichts anderes schreiben, als was mit der Gravität und dem bürgerlichen Range desselben bestehen kann; ein hübsches Compendium aus den höhern Facultäten, eine gute Chronik von der lieben Vaterstadt, eine erbauliche Predigt und dergleichen. Daher kommt es denn auch, daß unsere schöne Literatur ein so jugendliches, ja kindisches Ansehen hat und noch lange, lange haben wird. An Blut und Leben, an Farbe und Feuer fehlt es ihr endlich nicht; aber Kräfte und Nerven, Mark und Knochen mangeln ihr noch sehr. Sie hat noch so wenig Werke, die ein Mann, der im Denken geübt ist, gern zur Hand nimmt, wenn er zu seiner Erholung und Stärkung einmal außer dem einförmigen ekeln Zirkel seiner alltäglichen Beschäftigungen denken will!

(147. VII, 426.)

Wie? es sollte dem Schriftsteller zu verdenken sein, wenn er sich die Geburten seines Kopfes so einträglich zu machen sucht als nur immer möglich? Weil er mit seinen edelsten Kräften arbeitet, soll er die Befriedigung nicht genießen, die sich der gröbste Handlanger zu verschaffen weiß, seinen Unterhalt seinem eigenen Fleiße zu verdanken zu haben? (228. XI, 178.)

In dem antiquarischen Studium ist es öfters mehr Ehre, das Wahrscheinliche gefunden zu haben, als das

Wahre. Bei Ausbildung des erstern war unsere ganze Seele geschäftig, bei Erkennung des andern kam uns vielleicht nur ein glücklicher Zufall zu statten.

(171. VIII, 119.)

Wer sich nicht in der Sprache seines eigenen Zeitalters auf die Nachwelt zu kommen getraut, nimmt vergebens zu einer ältern seine Zuflucht.

(184. VIII, 463.)

Kann ein Verfasser in seiner Jugend, in seiner Kindheit nichts gemacht haben, was den Werken seines reifen Alters weder an Gedanken noch Ausdruck durchaus nicht ähnlich sieht? So lange man noch unter sich selbst ist, ist man um so viel mehr auch unter seiner Zeit. — Der übende Schüler ist weder seinem Zeitalter überhaupt, noch dem insbesondere ähnlich, wozu er selbst mit den Jahren gelangte. (185. VIII, 486 — 487.)

Was durch Gelehrsamkeit in den alten Dichtern zu erklären steht, das ist uns, die wir jetzt leben, ziemlich vorweg genommen. Aber auf mein Wort: von dem, was sich in ihnen blos durch Geschmack und Empfindung erklären läßt, ist uns noch manches übrig gelassen, was wir zuerst bemerken können. (185. VIII, 502.)

Oft ist die Art, wie man hinter eine Sache gekommen, eben so viel werth, eben so lehrreich als die Sache selbst. (193. IX, 229.)

Ein Schriftsteller, welcher wünscht, daß sein Buch auch bei den Nachkommen nicht ganz vergessen sei —

und welcher sollte es nicht wünschen? —, muß über nichts streiten, was nur ihn selbst angeht. Ob Lessing den berühmten Klotz beneidet hat, was die geheimen Ursachen gewesen, warum er wider ihn geschrieben, verlangt auch schon in zehn Jahren niemand mehr zu wissen. Dann fragt sich blos: Was hat er gegen ihn geschrieben? Was hat sein Schreiben gegen ihn genutzt? Welche Vorurtheile hat er gegen ihn bestritten? Welcher Wahrheiten hat er sich gegen ihn angenommen?

(230. XI, 405.)

Der Literator verachtet meist den Poeten, und der Poet lacht gemeiniglich über den Literator. Jeder begnügt sich, um seine Welle zu gehen, wie ein geblendeter Gaul. (189. IX, 8.)

Was einmal gedruckt ist, gehört der ganzen Welt auf ewige Zeiten. Niemand hat das Recht, es zu vertilgen. Wenn er es thut, beleidigt er die Welt unendlich mehr, als sie der Verfasser des vertilgten Buchs, von welcher Art es auch immer sei, kann beleidigt haben. Er stürzt sie vorsätzlich in Ungewißheit und Zweifel; er beraubt sie des einzigen Mittels, selbst zu sehen, selbst zu urtheilen; er verlangt, auf eine eben so vermessene als lächerliche Art, daß sie ihm blindlings glauben, ihn blindlings für einen eben so ehrlichen als einsichtsvollen Mann halten soll. (191. IX, 81.)

Ein Autor, der nur einzig für — die gelehrtern und gelehrtesten Leser schreiben wollte, dürfte unstreitig ein sehr gutes, gründliches Buch machen; ob aber auch ein sehr brauchbares, daran zweifle ich. (195. IX, 298.)

Was die Welt einmal hat, muß sie so ganz als möglich, so ganz, als es ihr vom Anfange bestimmt worden, haben. Was einmal zur Kenntniß der Welt gebracht worden, muß sie so genau, so zuverlässig wissen können als möglich: oder es wäre ebenso gut, daß sie jenes gar nicht hätte und dieses gar nicht wüßte.

(197. IX, 425.)

Man schreibt immer zu wenig oder zu viel, wenn man bei sich selbst noch kein Resultat gezogen.

(296. XII, 482.)

In unserm Fache weiß man auch dann schon was, wenn man weiß, daß irgendwo nichts zu suchen.

(333. XII, 489.)

Man liest nichts begieriger, als was man, nur nächst wenigen, lesen zu können glaubt. Ein Manuscript ist ein Wort ins Ohr; ein gedrucktes Buch ist eine Jedermannssage; und es ist in der Natur, daß das Wort ins Ohr mehr Aufmerksamkeit macht, als die Jedermannssage. (215. X, 237.)

Wer aus den Büchern nichts mehr lernt, als was in den Büchern steht, der hat die Bücher nicht halb genutzt. Wen die Bücher nicht fähig machen, daß er auch das verstehen und beurtheilen lernt, was sie nicht enthalten; wessen Verstand die Bücher nicht überhaupt schärfen und aufklären, der wäre schwerlich viel schlimmer daran, wenn er auch gar keine Bücher gelesen hätte.

(240. XI, 575.)

Dichtkunst und Dichter.

Die Reime für ein nothwendiges Stück der deutschen Dichtkunst halten, heißt einen sehr gothischen Geschmack verrathen. Leugnen aber, daß die Reime oft eine dem Dichter und Leser vortheilhafte Schönheit sein können, und es aus keinem andern Grunde leugnen, als weil die Griechen und Römer sich ihrer nicht bedient haben, heißt das Beispiel der Alten mißbrauchen.

(13. III, 177.)

Der Dichter muß die Empfindungen, die er erregen will, in sich selbst zu haben scheinen; er muß scheinen aus der Erfahrung und nicht aus der bloßen Einbildungskraft zu sprechen. Diese, durch welche er seinem geschmeidigen Geiste alle möglichen Formen auf kurze Zeit zu geben und ihn in alle Leidenschaften zu setzen weiß, ist eben das, was seinen Vorzug vor andern Sterblichen ausmacht; allein es ist gleich auch das, wovon sich diejenigen, denen er versagt ist, ganz und gar keinen Begriff machen können. Sie können sich nicht vorstellen, wie ein Dichter zornig sein könne, ohne zu zürnen; wie er von Liebe seufzen könne, ohne sie zu fühlen. Sie, die alle Leidenschaften nur durch Wirklichkeiten in sich erwecken lassen, wissen von dem Geheimnisse nichts, sie durch willkürliche Vorstellungen rege zu machen.

(38. IV, 17.)

Je größer der Dichter ist, je weiter wird das, was er von sich selbst mit einfließen läßt, von der strengen Wahrheit entfernt sein. Nur ein elender Gelegenheitsdichter gibt in seinen Versen die eigentlichen Umstände an, die ein Zusammenschreiber nöthig hat, seinen Cha-

rakter einmal daraus zu entwerfen. Der wahre Dichter weiß, daß er alles nach seiner Art verschönern muß und also auch sich selbst, welches er oft so fein zu thun weiß, daß blöde Augen ein Bekenntniß seiner Fehler sehen, wo der Kenner einen Zug seines schmeichelnden Pinsels wahrnimmt. (38. IV, 32.)

Der Dichter muß gewisse Staffeln, gewisse Schattirungen beobachten und unsere Empfindungen niemals einen Sprung thun lassen. Von einem Aeußersten plötzlich auf das andere gerissen zu werden, ist ganz etwas anderes, als von einem Aeußersten allmählich zu dem andern gelangen. (42. IV, 152.)

Ein Dichter braucht nicht allezeit ein Dichter zu sein. Ich sehe keinen Widerspruch, daß er nicht auch ein Philosoph sein könne. Eben derselbe, welcher in dem Frühlinge seines Lebens unter Liebesgöttern und Grazien, unter Musen und Faunen, mit dem Thyrsus in der Hand, herumgeschwärmt, eben derselbe kann sich ja leicht in dem reifen Herbst seiner Jahre in den philosophischen Mantel einhüllen und jugendlichen Scherz mit männlichem Ernst abwechseln lassen. Diese Veränderung ist der Art, wie sich die Kräfte unserer Seelen entwickeln, gemäß genug. (48. V, 3.)

Ich leugne nicht, daß man ein System in ein Sylbenmaß oder auch in Reime bringen könne; sondern ich leugne, daß dieses in ein Sylbenmaß oder in Reime gebrachte System ein Gedicht sein werde. (48. V, 5.)

Es folgt nicht nothwendig, daß ein guter Heldendichter auch ein guter tragischer Dichter sein müsse; aber

das folgt nothwendig, daß der, welcher schlechte Epopöen schreibt, auch nicht anders als schlechte Trauerspiele schreiben werde. (49. V, 40.)

Nichts nöthigt den Dichter, sein Gemälde in einen einzigen Augenblick zu concentriren. Er nimmt jede seiner Handlungen, wenn er will, bei ihrem Ursprunge auf und führt sie durch alle möglichen Abänderungen bis zu ihrer Endschaft. (94. VI, 392.)

Malet uns, Dichter, das Wohlgefallen, die Zuneigung, die Liebe, das Entzücken, welches die Schönheit verursacht, und ihr habt die Schönheit selbst gemalt. (94. VI, 499.)

Nicht das bloße Erdichten, sondern das zweckmäßige Erdichten beweist einen schöpferischen Geist. (123. VII, 142.)

Bessern sollen uns alle Gattungen der Poesie: es ist kläglich, wenn man dieses erst beweisen muß; noch kläglicher ist es, wenn es Dichter gibt, die selbst daran zweifeln. Aber alle Gattungen können nicht alles bessern; wenigstens nicht jedes so vollkommen wie das andere; was aber jede am vollkommensten bessern kann, worin es ihr keine andere Gattung gleichzuthun vermag, das allein ist ihre eigentliche Bestimmung. (140. VII, 349.)

Der Dichter kann viel gethan und doch noch nichts damit verthan haben. Nicht genug, daß sein Werk Wirkungen auf uns hat: es muß auch die haben, die ihm vermöge der Gattung zukommen; es muß diese

vornehmlich haben und alle andern können den Mangel derselben auf keine Weise ersetzen. (141. VII, 357.)

Es ist falsch, daß der epigrammatische Dichter alles, was er in der ersten Person sagt, von seiner eigenen Person verstanden wissen will. Kürze und Rundung, welches so nothwendige Eigenschaften seiner Dichtungsart sind, nöthigen ihn öfters, in der ersten Person etwas vorzutragen, woran weder sein Herz noch sein Verstand Theil nimmt. (185. VIII, 479.)

Das wahre Leben eines Dichters sind seine Gedichte. Nur was von diesen zu sagen ist, das allein kann noch jetzt einen wahren Nutzen haben; und die wichtigsten Nachrichten von einem alten Verfasser sind nur in so weit wichtig, als sie seinen Werken zur Erläuterung dienen können. (185. VIII, 484.)

Fabeldichtung.

Ein Histörchen trägt sich zu; eine Fabel wird erdichtet. (56. V, 371.)

Eine elende Fabel, wenn niemand anders als ihr Erfinder es erklären kann, wie viel nützliche Dinge sie enthalte! (56. V, 372.)

Der Fabulist hat mit unsern Leidenschaften nichts zu thun, sondern allein mit unserer Erkenntniß. Er will uns von irgend einer einzelnen moralischen Wahrheit lebendig überzeugen. (56. V, 379.)

In der Fabel wird nicht eine jede Wahrheit, sondern ein allgemeiner moralischer Satz, nicht unter die Allegorie einer Handlung, sondern auf einen einzelnen Fall, nicht versteckt oder verkleidet, sondern so zurückgeführt, daß ich nicht blos einige Aehnlichkeiten mit dem moralischen Satze in ihm entdecke, sondern diesen ganz anschauend darin erkenne. (56. V, 381.)

Der einzelne Fall, aus welchem die Fabel besteht, muß als wirklich vorgestellt werden. Begnüge ich mich an der Möglichkeit desselben, so ist es ein Beispiel, eine Parabel. (56. V, 382.)

Die Wirklichkeit kommt nur dem Einzelnen, dem Individium zu, und es läßt sich keine Wirklichkeit ohne die Individualität gedenken. (56. V, 383.)

Ein Besonderes, in so fern wir das Allgemeine in ihm anschauend erkennen, heißt ein Exempel.

(56, V, 384.)

Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen, diesem besondern Falle die Wirklichkeit ertheilen und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt, so heißt diese Erdichtung eine Fabel.

(56. V, 388.)

Ist es eine wesentliche Eigenschaft der Fabel, daß die Thiere darin zu moralischen Wesen erhoben werden? Ist es ein Handgriff, der dem Dichter die Erreichung seiner Absicht verkürzt und erleichtert? Ist es ein Ge-

brauch, der eigentlich keinen ernstlichen Nutzen hat, den man aber, zu Ehren des ersten Erfinders, beibehält, weil er wenigstens schnackisch ist — quod risum movet? Oder was ist es? — Ich setze die wahre Ursache in die allgemein bekannte Bestandheit der Charaktere. Gesetzt auch, es wäre noch so leicht, in der Geschichte ein Exempel zu finden, in welchem sich diese oder jene moralische Wahrheit anschauend erkennen ließe. Wird sie sich deswegen von jedem, ohne Ausnahme, darin erkennen lassen? Auch von dem, der mit den Charakteren der dabei interessirten Personen nicht vertraut ist? Unmöglich! und wie viel Personen sind wol in der Geschichte so allgemein bekannt, daß man sie nur nennen dürfte, um sogleich bei einem jeden den Begriff von der ihnen zukommenden Denkungsart und andern Eigenschaften zu erwecken? — — Man hört Britannicus und Nero. Wie viele wissen, was sie hören? Wer war dieser? Wer war jener? In welchem Verhältnisse stehen sie gegen einander? — Aber man hört: Der Wolf und das Lamm; sogleich weiß jeder, was er hört, und weiß, wie sich das eine zu dem andern verhält. Diese Wörter, welche stracks ihre gewissen Bilder in uns erwecken, befördern die anschauende Erkenntniß, die durch jene Namen, bei welchen auch die, denen sie nicht unbekannt sind, gewiß nicht alle vollkommen eben dasselbe denken, verhindert wird. (57. V, 388. 392.)

Die Fabel hat unsere klare und lebendige Erkenntniß eines moralischen Satzes zur Absicht. (57. V, 396.)

Wie weit der Fabulist die Natur der Thiere — erhöhen, und wie nahe er sie der menschlichen Natur bringen dürfe? Ich antworte kurz: so weit und so nahe e:

immer will. Nur mit der einzigen Bedingung, daß aus allem, was er sie denken, reden und handeln läßt, der Charakter hervorscheine, um dessen willen er sie seiner Absicht bequemer fand als alle andern Individuen. Ist dieses, — denken, reden und thun sie durchaus nichts, was ein anderes Individuum von einem andern, oder gar ohne Charakter, eben so gut denken, reden und thun könnte, so wird uns ihr Betragen im geringsten nicht befremden, wenn es auch noch so viel Witz, Scharfsinnigkeit und Vernunft voraussetzt. Und wie könnte es auch? Haben wir ihnen einmal Freiheit und Sprache zugestanden, so müssen wir ihnen zugleich alle Modificationen des Willens und alle Erkenntnisse zugestehen, die aus jenen Eigenschaften folgen können, auf welchen unser Vorzug vor ihnen einzig und allein beruht. Nur ihren Charakter, wie gesagt, müssen wir durch die ganze Fabel finden, und finden wir diesen, so erfolgt die Illusion, daß es wirkliche Thiere sind, ob wir sie gleich reden hören, und ob sie gleich noch so feine Anmerkungen, noch so scharfsinnige Schlüsse machen.

(58. V, 405.)

Bei den Alten gehörte die Fabel zu dem Gebiet der Philosophie, und aus diesem holten sie die Lehrer der Redekunst in das ihrige herüber. Aristoteles hat nicht in seiner Dichtkunst, sondern in seiner Rhetorik davon gehandelt. (59. V, 412.)

Wenn ich mir einer moralischen Wahrheit durch die Fabel bewußt werden soll, so muß ich die Fabel auf einmal übersehen können; und um sie auf einmal übersehen zu können, muß sie so kurz sein als möglich. Alle Zierrathen aber sind dieser Kürze entgegen; denn ohne sie würde sie noch kürzer sein können: folglich

streiten alle Zierrathen, in so fern sie leere Verlängerungen sind, mit der Absicht der Fabel. (59. V, 413.)

Der Fabulist will in Einer Fabel nur Eine Moral zur Intuition bringen. (59. V, 413.)

Was Rousseau von dem Gebrauche der Fabeln bei dem Unterrichte der Kinder in seinem „Emil" sagt, ist nicht ganz ohne Grund. Alle die Fabeln, welche bloße Erfahrungssätze enthalten, sind für die Kinder nicht. Zu ihrem Gebrauche müßte man die aussuchen, welche bloße moralische Regeln enthalten. (229. XI, 273.)

Drama.

Ein dramatischer Dichter, welcher seine Kunst versteht, läßt die Zuschauer mit Fleiß nicht merken, wohin er sie führen will. Der Schauspieler muß sich hierin nach dem Verfasser richten. (44. IV, 200.)

Der Dichter ist Herr über die Geschichte. (80. VI, 166.)

Ich möchte wohl sagen, daß sich nach dem Aristoteles kein philosophischerer Geist mit dem Theater abgegeben hat als Diderot. (90. VI, 368.)

Wunder dulden wir nur in der physikalischen Welt; in der moralischen muß alles seinen ordentlichen Lauf behalten, weil das Theater die Schule der moralischen Welt sein soll. Die Bewegungsgründe zu jedem Entschlusse, zu jeder Aenderung der geringsten Gedanken und Meinungen müssen, nach Maßgabe des einmal angenommenen Charakters, genau gegen einander abgewogen sein, und jene müssen nie mehr hervorbringen, als sie nach der strengsten Wahrheit hervorbringen können.

(98. VII, 9.)

Die Gesinnungen müssen in dem Drama dem angenommenen Charakter der Person, welche sie äußert, entsprechen; sie können also das Siegel der absoluten Wahrheit nicht haben, genug, wenn sie poetisch wahr sind, wenn wir gestehen müssen, daß dieser Charakter in dieser Situation, bei dieser Leidenschaft, nicht anders als so habe urtheilen können. Aber auch die poetische Wahrheit muß sich, auf einer andern Seite, der absoluten wiederum nähern, und der Dichter muß nie so unphilosophisch denken, daß er annimmt, ein Mensch könne das Böse um des Bösen wegen wollen, er könne nach lasterhaften Grundsätzen handeln, das Lasterhafte derselben erkennen und doch gegen sich und andere damit prahlen. Ein solcher Mensch ist ein Unding, so gräßlich als ununterrichtend, und nichts als die armselige Zuflucht eines schalen Kopfs, der schimmernde Tiraden für die höchste Schönheit des Trauerspiels hält.

(98. VII, 12.)

Es gibt Dinge im sittlichen Betragen des Menschen, welche in Ansehung ihres unmittelbaren Einflusses auf das Wohl der Gesellschaft zu unbeträchtlich und in sich selbst zu veränderlich sind, als daß sie werth oder fähig

wären, unter der eigentlichen Aufsicht des Gesetzes zu stehen. Es gibt wiederum andere, gegen die alle Kraft der Legislation zu kurz fällt; die in ihren Triebfedern so unbegreiflich, in sich selbst so ungeheuer, in ihren Folgen so unermeßlich sind, daß sie entweder der Ahndung der Gesetze ganz entgehen oder doch unmöglich nach Verdienst geahndet werden können. Ich will es nicht unternehmen, auf die erstern, als auf Gattungen des Lächerlichen, die Komödie, und auf die andern, als auf außerordentliche Erscheinungen in dem Reiche der Sitten, welche die Vernunft in Erstaunen und das Herz in Tumult setzen, die Tragödie einzuschränken. Das Genie lacht über alle Grenzscheidungen der Kritik. Aber so viel ist doch unstreitig, daß das Schauspiel überhaupt seinen Vorwurf entweder diesseit oder jenseit der Grenzen des Gesetzes wählt, und die eigentlichen Gegenstände desselben nur insofern behandelt, als sie sich entweder in das Lächerliche verlieren oder bis in das Abscheuliche verbreiten. (102. VII, 32.)

Es ist recht wohl gehandelt, wenn man im gemeinen Leben in den Charakter anderer kein beleidigendes Mißtrauen setzt; wenn man dem Zeugnisse, das sich ehrliche Leute unter einander ertheilen, allen Glauben beimißt. Aber darf uns der dramatische Dichter mit dieser Regel der Billigkeit abspeisen? Gewiß nicht; ob er sich schon sein Geschäft dadurch sehr leicht machen könnte. Wir wollen es auf der Bühne *sehen*, wer die Menschen sind, und können es nur aus ihren *Thaten* sehen. Das Gute, das wir ihnen, blos auf anderer Wort, zutrauen sollen, kann uns unmöglich für sie interessiren; es läßt uns völlig gleichgültig; und wenn wir nie die geringste eigene Erfahrung davon erhalten, so hat es

sogar eine üble Rückwirkung auf diejenigen, auf deren Treue und Glauben wir es einzig und allein annehmen sollen. (104. VII, 41.)

Der dramatische Dichter ist kein Geschichtschreiber, er erzählt nicht, was man ehedem geglaubt, daß es geschehen, sondern er läßt es vor unsern Augen nochmals geschehen; und läßt es nochmals geschehen, nicht der bloßen historischen Wahrheit wegen, sondern in einer ganz andern und höhern Absicht; die historische Wahrheit ist nicht sein Zweck, sondern nur das Mittel zu seinem Zweck; er will uns täuschen und durch die Täuschung rühren. (105. VII, 50.)

Ich will nicht sagen, daß es ein Fehler ist, wenn der dramatische Dichter seine Fabel so einrichtet, daß sie zur Erläuterung oder Bestätigung irgend einer großen moralischen Wahrheit dienen kann. Aber ich darf sagen, daß diese Einrichtung der Fabel nichts weniger als nothwendig ist; daß es sehr lehrreiche vollkommene Stücke geben kann, die auf keine solche einzelne Maxime abzwecken; daß man unrecht thut, den letzten Sittenspruch, den man zum Schlusse verschiedener Trauerspiele der Alten findet, so anzusehen, als ob das Ganze blos um seinetwillen da wäre. (106. VII, 54.)

Die Charaktere müssen dem Dichter weit heiliger sein als die Facta. — Die Facta betrachten wir als etwas Zufälliges, als etwas, das mehrern Personen gemein sein kann; die Charaktere dagegen als etwas Wesentliches und Eigenthümliches. Mit jenen lassen wir den Dichter umspringen wie er will, so lange er sie nur nicht mit den Charakteren in Widerspruch setzt; diese hingegen darf er wol ins Licht stellen, aber nicht

verändern; die geringste Veränderung scheint uns die Individualität aufzuheben und andere Personen unterzuschieben, betrügerische Personen, die fremde Namen usurpiren und sich für etwas ausgeben, was sie nicht sind. (124. VII, 149.)

Nichts muß sich in den Charakteren widersprechen; sie müssen immer einförmig, immer sich selbst ähnlich bleiben; sie dürfen sich jetzt stärker, jetzt schwächer äußern, nachdem die Umstände auf sie wirken; aber keine von diesen Umständen müssen mächtig genug sein können, sie von schwarz auf weiß zu ändern. (125. VII, 152.)

Der Ort, welcher zu Anfange des Acts ist muß durch diesen ganzen Act dauern; und ihn vollends in eben derselben Scene abändern, oder auch nur erweitern oder verengern, ist die äußerste Ungereimtheit von der Welt. (130. VII, 201.)

Wenn Pomp und Etikette aus Menschen Maschinen macht, so ist es das Werk des Dichters, aus diesen Maschinen wieder Menschen zu machen.
(134. VII, 266.)

Wozu die saure Arbeit der dramatischen Form? wozu ein Theater erbaut, Männer und Weiber verkleidet, Gedächtnisse gemartert, die ganze Stadt auf einen Platz geladen? wenn ich mit meinem Werke und mit der Aufführung desselben weiter nichts hervorbringen will, als einige von den Regungen, die eine gute Erzählung, von jedem zu Hause in seinem Winkel gelesen, ungefähr auch hervorbringen würde. (142. VII 358.)

Der Vortheil, den die einheimischen Sitten in der Komödie haben, beruht auf der innigen Bekanntschaft, in der wir mit ihnen stehen. Der Dichter braucht sie uns nicht erst bekannt zu machen; er ist aller hierzu nöthigen Beschreibungen und Winke überhoben; er kann seine Personen sogleich nach ihren Sitten handeln lassen, ohne uns diese Sitten selbst erst langweilig zu schildern. Einheimische Sitten also erleichtern ihm die Arbeit und befördern bei dem Zuschauer die Illusion. Warum sollte nun der tragische Dichter sich dieses wichtigen doppelten Vortheils begeben? Auch er hat Ursache, sich die Arbeit so viel als möglich zu erleichtern, seine Kräfte nicht an Nebenzwecke zu verschwenden, sondern sie ganz für den Hauptzweck zu sparen. Auch ihm kommt auf die Illusion des Zuschauers alles an. Die Griechen wenigstens haben nie andere als ihre eigenen Sitten, nicht blos in der Komödie, sondern auch in der Tragödie zum Grunde gelegt. Ja sie haben fremden Völkern, aus deren Geschichte sie den Stoff ihrer Tragödie etwa einmal entlehnten, lieber ihre eigenen griechischen Sitten leihen, als die Wirkungen der Bühne durch unverständliche barbarische Sitten entkräften wollen.

(148. VII, 431.)

Mich dünkt, daß man in dem dramatischen Fache eher mit einer Tragödie als mit einer Komödie den Versuch machen sollte. Es ist leichter zum Mitleiden zu bewegen als lachen zu machen. Man lernt eher, was Glück und Unglück, als was sittlich und unsittlich, anständig und lächerlich ist. (288. XII, 198.)

Daß die dramatische Poesie die höchste, ja die einzige Poesie ist, hat schon Aristoteles gesagt, und er gibt der

Epopöe nur insofern die zweite Stelle, als sie größtentheils dramatisch ist, oder sein kann. (268. XII, 225.)

Komödie.

Bei den Alten machte die Erklärung der Lustspiele einen Theil ihrer schönen Wissenschaften aus.

(8. III, 11.)

Ist es denn ein so großer Widerspruch, das Laster verlachen und das Laster beweinen? Ich sollte vielmehr glauben, daß man beides zugleich sehr wohl thun könne.

(8. III, 12.)

Wer seine Laster nur beständig beweint und sie niemals verlacht, von dessen Abscheu dagegen kann ich mir in der That keinen allzu guten Begriff machen. Er beweint sie vielleicht nur aus Furcht, es möchte ihm übel dabei gehen, er möchte die Strafe nicht vermeiden können. Wer aber das Laster verlacht, der verachtet es zugleich, und beweist, daß er lebendig überzeugt ist, Gott habe es nicht etwa aus einem despotischen Willen zu vermeiden befohlen, sondern daß uns unser eigenes Wohl, unsere eigene Ehre es zu fliehen gebiete.

(8. III, 12.)

Die Verse und die Scherze machen so wenig das Wesen der Lustspiele aus, daß ein Dichter ein vortrefflicher Komikus sein kann, ob er gleich harte Verse und einige schlimme Späße hat. (8. III, 15.)

Wortspiele beschimpfen den Dichter als Dichter, nicht aber als Nachahmer geringer Personen. (9. III, 127.)

Das schönste Lustspiel nenne ich nicht dasjenige, welches am wahrscheinlichsten und regelmäßigsten ist, nicht das, welches die sinnreichsten Gedanken, die artigsten Einfälle, die angenehmsten Scherze, die künstlichsten Verwickelungen und die natürlichsten Auflösungen hat; sondern das schönste Lustspiel nenne ich dasjenige, welches seiner Absicht am nächsten kommt, zumal wenn es die angeführten Schönheiten größtentheils auch besitzt. Was ist aber die Absicht des Lustspiels? Die Sitten der Zuschauer zu bilden und zu bessern. (9. III, 138.)

Nur dieses allein sind wahre Komödien, welche sowol Tugenden als Laster, sowol Anständigkeit als Ungereimtheit schildern, weil sie eben durch diese Vermischung ihrem Originale, dem menschlichen Leben, am nächsten kommen. Die Klugen und Thoren sind in der Welt untermengt, und ob es gleich gewiß ist, daß die erstern von den letztern an der Zahl übertroffen werden, so ist doch eine Gesellschaft von lauter Thoren beinahe ebenso unwahrscheinlich als eine Gesellschaft von lauter Klugen. Diese Erscheinung ahmt das Lustspiel nach, und nur durch die Nachahmung derselben ist es fähig, dem Volke nicht allein das, was es vermeiden muß, auch nicht allein das, was es beobachten muß, sondern beides zugleich in einem Lichte vorzustellen, in welchem das eine das andere erhebt. (42. IV, 153.)

Das Possenspiel will nur zum Lachen bewegen; das rührende Lustspiel will nur rühren; die wahre Komödie will beides. (42. IV, 154.)

Der Pöbel wird ewig der Beschützer der Possenspiele bleiben, und unter Leuten von Stande wird es immer gezwungene Zärtlinge geben, die den Ruhm empfindlicher Seelen auch da zu behaupten suchen, wo andere ehrliche Leute gähnen. Die wahre Komödie allein ist für das Volk, und allein fähig einen allgemeinen Beifall zu erlangen, und folglich auch einen allgemeinen Nutzen zu stiften. Was sie bei dem einen nicht durch die Scham erlangt, das erlangt sie durch die Bewunderung, und wer sich gegen diese verhärtet, dem macht sie jene fühlbar. (42. IV, 154.)

Was die Anmuth in dem Komischen sei, besonders in dem hohen Komischen, das läßt sich schwer erklären, und eben so schwer lassen sich Regeln davon geben; überhaupt kann man sagen, daß sie darin bestehe, wenn man der Natur auch sogar in ihren Fehlern Zierde und Reiz gibt. Man muß närrische Originale nachschildern; aber man muß sie auf ihrer schönsten Seite nachschildern. Ein jeder Gegenstand ist einer Art von Vollkommenheit fähig und ein jeder, den man auf der Bühne zeigt, muß so vollkommen sein, als er nur immer sein kann. Ein Landmädchen ist auf dem Theater diejenige gar nicht, die es auf dem Dorfe ist. Es muß unter ihrem Betragen und dem Betragen ihresgleichen eben der Unterschied sein, welcher zwischen ihren Kleidern und den Kleidern einer gemeinen Bäuerin ist. (44. IV, 208.)

Ich weiß nicht, was ich von der Satyre halten soll, die sich an ganze Stände wagt. (47. IV, 453.)

Nichts kann unbilliger sein, als die Verspottung eines ganzen Standes in der Person eines einzigen, in welcher man die Laster aller Mitglieder zusammenhäuft. (35. IV, 464.)

Die Narren sind in der ganzen Welt platt und frostig und ekel; wenn sie belustigen sollen, muß ihnen der Dichter etwas von dem Seinigen geben. Er muß sie nicht in ihrer Alltagskleidung, in der schmutzigen Nachlässigkeit auf das Theater bringen, in der sie innerhalb ihrer vier Pfähle herumträumen. Sie müssen nichts von der engen Sphäre kümmerlicher Umstände verrathen, aus der sich ein jeder gern herausarbeiten will. Er muß sie aufputzen; er muß ihnen Witz und Verstand leihen, das Armselige ihrer Thorheiten bemänteln zu können; er muß ihnen den Ehrgeiz geben, damit glänzen zu wollen. (114. VII, 93.)

Wo steht es denn geschrieben, daß wir in der Komödie nur über moralische Fehler, nur über verbesserliche Untugenden lachen sollen? Jede Ungereimtheit, jeder Contrast von Mangel und Realität ist lächerlich. Aber lachen und verlachen ist sehr weit auseinander. — Wir lachen über Molière's „Zerstreuten", aber verachten wir ihn darum? Wir schätzen seine übrigen guten Eigenschaften, wie wir sie schätzen sollen; ja ohne sie würden wir nicht einmal über seine Zerstreuung lachen können. Man gebe diese Zerstreuung einem boshaften, nichtswürdigen Manne und sehe, ob sie noch lächerlich sein

wird? Widrig, ekel, häßlich wird sie sein, nicht lächerlich. (119. VII, 128.)

Die Komödie will durch Lachen bessern; aber nicht eben durch Verlachen; nicht gerade diejenigen Unarten, über die sie zu lachen macht, noch weniger blos und allein die, an welchen sich diese lächerlichen Unarten finden. Ihr wahrer allgemeiner Nutzen liegt in dem Lachen selbst; in der Uebung unserer Fähigkeit, das Lächerliche zu bemerken; es unter allen Bemäntelungen der Leidenschaft und der Mode, es in allen Vermischungen mit noch schlimmern oder mit guten Eigenschaften, sogar in den Runzeln des feierlichen Ernstes, leicht und geschwind zu bemerken. Zugegeben, daß der „Geizige" des Molière nie einen Geizigen, der „Spieler" des Regnard nie einen Spieler gebessert habe; eingeräumt, daß das Lachen diese Thoren gar nicht bessern könne: desto schlimmer für sie, aber nicht für die Komödie. Ihr ist genug, wenn sie keine verzweifelten Krankheiten heilen kann, die Gesunden in ihrer Gesundheit zu befestigen. Auch dem Freigebigen ist der Geizige lehrreich; auch dem, der gar nicht spielt, ist der Spieler unterrichtend; die Thorheiten, die sie nicht haben, haben andere, mit welchen sie leben müssen; es ist ersprießlich, diejenigen zu kennen, mit welchen man in Collision kommen kann: ersprießlich, sich wider alle Eindrücke des Beispiels zu verwahren. Ein Präservativ ist auch eine schätzbare Arznei; und die ganze Moral hat kein kräftigeres, wirksameres als das Lächerliche. (120. VII, 129.)

Ich weiß nicht, woher so viele komische Dichter die Regel genommen haben, daß der Böse nothwendig am Ende des Stücks entweder bestraft werden, oder sich bessern müsse. In der Tragödie möchte diese Regel noch

eher gelten; sie kann uns da mit dem Schicksal versöhnen und Murren in Mitleid kehren. Aber in der Komödie, denke ich, hilft sie nicht allein nichts, sondern sie verdirbt vielmehr vieles. Wenigstens macht sie immer den Ausgang schielend, und kalt und einförmig.

(150. VII, 439.)

Um die Zuschauer so lachen zu machen, daß sie nicht zugleich über uns lachen, muß man auf seiner Studirstube lange sehr ernsthaft gewesen sein. (289. XII, 231.)

Das wahre Lächerliche ist nicht, was am lautesten lachen macht; und Ungereimtheiten sollen nicht blos unsere Lunge in Bewegung setzen. (91. VI, 370.)

Tragödie.

Nur die Thränen des Mitleids und der sich fühlenden Menschlichkeit sind die Absicht des Trauerspiels, oder es kann gar keine haben. (52. V, 71.)

Ich finde keine einzige Leidenschaft, die das Trauerspiel in dem Zuschauer rege macht, als das Mitleiden. Sie werden sagen: erweckt es nicht auch Schrecken? erweckt es nicht auch Bewunderung? Schrecken und Bewunderung sind keine Leidenschaften, nach meinem Verstande. (263. XII, 49.)

Ein Trauerspiel voller Schrecken, ohne Mitleid, ist ein Wetterleuchten ohne Donner. (263. XII, 51.)

Der bewunderte Held ist der Vorwurf der Epopöe, der bedauerte des Trauerspiels. (263. XII, 51.)

Die Jahre der Jugend sind die Jahre nicht, von welchen wir tragische Meisterstücke erwarten dürfen. Alles, was auch der beste Kopf in dieser Gattung unter dem dreißigsten Jahre leisten kann, sind Versuche. Je mehr man versucht, je mehr verdirbt man sich oft. Man fange nicht eher an zu arbeiten, als bis man seiner Sache zum größten Theile gewiß ist. Und wann kann man dieses sein? Wenn man die Natur, wenn man die Alten genugsam studirt hat. Das aber sind lange Lehrjahre! Genug, daß die Jahre der Meisterschaft dafür auch desto länger dauern. (83. VI, 212.)

Der höchste Grad des Schrecklichen wird in der Nachahmung widerwärtig. (92. VI, 311.)

Der wahre Tragikus läßt seine Personen ihrem Affecte, ihrer Situation gemäß sprechen, und bekümmert sich nicht im geringsten darum, ob sie lehrreich und erbaulich sprechen. (92. VI, 314.)

Dem verdammten oder feilen Fechter kam es zu, alles mit Anstand zu thun und zu leiden. Von ihm mußte kein kläglicher Laut gehört, keine schmerzliche Zuckung erblickt werden. Denn da seine Wunden, sein

Tod, die Zuschauer ergötzen sollten: so mußte die Kunst alles Gefühl verbergen lehren. Die geringste Aeußerung desselben hätte Mitleiden erweckt, und öfters erregtes Mitleiden würde diesen frostig grausamen Schauspielen bald ein Ende gemacht haben. Was aber hier nicht erregt werden sollte, ist die einzige Absicht der tragischen Bühne und fordert daher ein gerade entgegengesetztes Betragen. Ihre Helden müssen Gefühl zeigen, müssen ihre Schmerzen äußern und die bloße Natur in sich wirken lassen. Verrathen sie Abrichtung und Zwang, so lassen sie unser Herz kalt, und Klopffechter im Kothurne können höchstens nur bewundert werden. Diese Benennung verdienen alle Personen der sogenannten Seneca'schen Tragödien, und ich bin der festen Meinung, daß die gladiatorischen Spiele die vornehmste Ursache gewesen, warum die Römer in dem Tragischen noch so weit unter dem Mittelmäßigen geblieben sind. Die Zuschauer lernten in dem blutigen Amphitheater alle Natur verkennen, wo allenfalls ein Ktesias seine Kunst studiren konnte, aber nimmermehr ein Sophokles. Das tragischste Genie, an diese künstlichen Todesscenen gewöhnt, mußte auf Bombast und Rodomontaden verfallen. Aber so wenig als solche Rodomontaden wahren Heldenmuth einflößen können, eben so wenig können Philoktetische Klagen weichlich machen. Die Klagen sind eines Menschen, aber die Handlungen eines Helden. Beide machen den menschlichen Helden, der weder weichlich noch verhärtet ist, sondern bald dieses, bald jenes scheint, so wie ihn jetzt Natur, jetzt Grundsätze und Pflicht verlangen. Er ist das Höchste, was die Weisheit hervorbringen und die Kunst nachahmen kann.

(94. VI, 401.)

Wenn heldenmüthige Gesinnungen Bewunderung erregen sollen, so muß der Dichter nicht zu verschwenderisch damit umgehen; denn was man öfters, was man an mehrern sieht, hört man auf zu bewundern.

(97. VII, 7.)

Die Namen von Fürsten und Helden können einem Stücke Pomp und Majestät geben, aber zur Rührung tragen sie nicht bei: das Unglück derjenigen, deren Umstände den unserigen am nächsten kommen, muß natürlicherweise am tiefsten in unsere Seele dringen; und wenn wir mit Königen Mitleid haben, so haben wir es mit ihnen als mit Menschen und nicht als mit Königen.

(107. VII, 62.)

Der einzige unverzeihliche Fehler eines tragischen Dichters ist dieser, daß er uns kalt läßt; er interessire uns und mache mit den kleinen mechanischen Regeln was er will. (109. VII, 74.)

Der tragische Dichter braucht eine Geschichte nicht darum, weil sie geschehen ist, sondern darum, weil sie so geschehen ist, daß er sie schwerlich zu seinem gegenwärtigen Zwecke besser erdichten könnte. Findet er diese Schicklichkeit von ungefähr an einem wahren Falle, so ist ihm der wahre Fall willkommen; aber Geschichtsbücher erst lange darum nachzuschlagen, lohnt der Mühe nicht. (111. VII, 85.)

Es wird ohne Grund angenommen, daß es eine Bestimmung des Theaters mit sei, das Andenken großer Männer zu erhalten: dafür ist die Geschichte, aber nicht das Theater. Auf dem Theater sollen wir nicht lernen, was dieser oder jener einzelne Mensch gethan hat, son-

dern was ein jeder Mensch von einem gewissen Charakter unter gewissen gegebenen Umständen thun werde. Die Absicht der Tragödie ist weit philosophischer als die Absicht der Geschichte, und es heißt sie von ihrer wahren Würde herabsetzen, wenn man sie zu einem bloßen Panegyrikus berühmter Männer macht, oder sie gar den Nationalstolz zu nähren mißbraucht. (111. VII, 85.)

Die Tragödie ist keine dialogisirte Geschichte; die Geschichte ist für die Tragödie nichts als ein Repertorium von Namen, mit denen wir gewisse Charaktere zu verbinden gewohnt sind. Findet der Dichter in der Geschichte mehrere Umstände zur Ausschmückung und Individualisirung seines Stoffs bequem, wohl, so brauche er sie. Nur daß man ihm hieraus eben so wenig ein Verdienst, als aus dem Gegentheil ein Verbrechen mache. (116. VII, 107.)

Es ist in dem Trauerspiele schicklicher, daß die Personen in ihren Gesinnungen steigen, als daß sie fallen. Es ist schicklicher, daß ein zärtlicher Charakter Augenblicke des Stolzes hat, als daß ein stolzer von der Zärtlichkeit sich fortreißen läßt. Jener scheint sich zu erheben, dieser zu sinken. Eine ernsthafte Königin, mit gerunzelter Stirn, mit einem Blick, der alles scheu und zitternd macht, mit einem Tone der Stimme, der allein ihr Gehorsam verschaffen könnte, wenn die zu verliebten Klagen gebracht wird und nach den kleinen Bedürfnissen ihrer Leidenschaft seufzt, ist fast, fast lächerlich. Eine Geliebte hingegen, die ihre Eifersucht erinnert, daß sie Königin ist, erhebt sich über sich selbst und ihre Schwachheit wird fürchterlich. (117. VII, 114.)

Der tragische Dichter sollte alles vermeiden, was die Zuschauer an ihre Illusion erinnern kann; denn sobald sie daran erinnert sind, so ist sie weg. (128. VII, 191.)

Der Jammer, der mich mit Schaudern an die Schicksale der Menschen denken läßt, dem Murren wider die Vorsehung sich zugesellt und Verzweiflung von weitem nachschleicht, dieser Jammer, ist er das, was eine nachahmende Kunst erwecken sollte? Man sage nicht: erweckt ihn doch die Geschichte; gründet er sich doch auf etwas, was wirklich geschehen ist. Das wirklich geschehen ist? es sei; so wird es seinen guten Grund in dem ewigen unendlichen Zusammenhange aller Dinge haben. In diesem ist Weisheit und Güte, was uns in den wenigen Gliedern, die der Dichter herausnimmt, blindes Geschick und Grausamkeit scheint. Aus diesen wenigen Gliedern sollte er ein Ganzes machen, das völlig sich rundet, wo eins aus dem andern sich völlig erklärt, wo keine Schwierigkeit aufstößt, derentwegen wir die Befriedigung nicht in seinem Plane finden, sondern sie außer ihm, in dem allgemeinen Plane der Dinge, suchen müssen. Das Ganze dieses sterblichen Schöpfers sollte ein Schattenriß von dem Ganzen des ewigen Schöpfers sein; sollte uns an den Gedanken gewöhnen, wie sich in ihm alles zum Besten auflöse, werde es auch in jenem geschehen. Und er vergißt diese seine edelste Bestimmung so sehr, daß er die unbegreiflichen Wege der Vorsehung mit in seinen kleinen Cirkel flicht und geflissentlich unsern Schauder darüber erregt? O verschont uns damit, ihr, die ihr unser Herz in euerer Gewalt habt! Wozu diese traurige Empfindung? Uns Unterwerfung zu lehren? Diese kann uns nur die kalte Vernunft lehren, und wenn wir bei unserer Unterwerfung noch Vertrauen und fröhlichen

Muth behalten sollen, so ist es höchst nöthig, daß wir an die verwirrenden Beispiele solcher unverdienten schrecklichen Verhängnisse so wenig als möglich erinnert werden. Weg mit ihnen von der Bühne! Weg, wenn es sein könnte, aus allen Büchern mit ihnen! (141. VII, 355.)

Auch das Ungeheure in den Verbrechen participirt von den Empfindungen, welche Größe und Kühnheit in uns erwecken. (141. VII, 356.)

Galanterie und Politik läßt immer kalt, und noch ist es keinem Dichter in der Welt gelungen, die Erregung des Mitleids und der Furcht damit zu verbinden. (142. VII, 360.)

Verschiedene französische Tragödien sind sehr feine, sehr unterrichtende Werke, die ich alles Lobes werth halte, nur daß es keine Tragödien sind. Die Verfasser derselben konnten nicht anders als gute Köpfe sein; sie verdienen zum Theil unter den Dichtern keinen geringen Rang, nur daß sie keine tragischen Dichter sind, nur daß ihr Corneille und Racine, ihr Crebillon und Voltaire von dem wenig oder gar nichts haben, was den Sophokles zum Sophokles, den Euripides zum Euripides, den Shakspeare zum Shakspeare macht. (143. VII, 366.)

Der Gedanke ist an und für sich gräßlich, daß es Menschen geben kann, die ohne all ihr Verschulden unglücklich sind. Die Heiden hätten diesen gräßlichen Gedanken so weit von sich zu entfernen gesucht als möglich: und wir wollten ihn nähren? wir wollten uns an Schauspielen vergnügen, die ihn bestätigen? wir?

die Religion und Vernunft überzeugt haben sollte, daß er eben so unrichtig als gottesläſterlich iſt?

(144. VII, 370.)

Schauſpielkunſt.

Man glaubt faſt durchgängig, daß man ſich auch ohne Witz auf der Bühne Ruhm erwerben könne; allein man irrt gewaltig. Kann ein Schauſpieler wol in ſeiner Kunſt vortrefflich ſein, wenn er nicht in allen verſchiedenen Stellungen mit einem geſchwinden und ſichern Blicke dasjenige, was ihm zu thun zukommt, zu erkennen vermag? Eine feine Empfindung deſſen, was ſich ſchickt, muß ihn überall leiten. (44. IV, 178.)

Der Witz iſt den Schauſpielern eben ſo unumgänglich nöthig als der Steuermann dem Schiffe. Eine lange Erfahrung auf der Bühne kann zwar dann und wann den Mangel deſſelben verbergen, und ein Schauſpieler ohne Witz kann andere Gaben in einem hohen Grade haben, und ſie, oft zufälligerweiſe, ſo glücklich anwenden, daß wir ihm Beifall geben müſſen. Doch es währt nicht lange, ſo erinnert uns wieder ein Mißverſtand in dem Ton, in der Bewegung, in dem Ausdruck des Geſichts, daß wir ſeiner Organiſation und nicht ihm den Beifall ſchuldig ſind. — Man muß aber nur hier merken, von was für einem Witz die Rede iſt. An dem leichten Witze, welcher nur zur Prahlerei dient und uns nur in Kleinigkeiten und unnützen Dingen ein Anſehen gibt, kann es ganz wohl großen Schauſpielern gemangelt haben: aber niemals an dem gründ-

lichen Witz, welcher uns das Verborgenste an einem Dinge entdeckt und es uns anzuwenden lehrt.

(44. IV, 178. 179.)

In den Bezirk des Trauerspiels gehören nur sehr wenige Leidenschaften, Liebe, Haß, Ehrgeiz, welche noch dazu in dem Schrecklichen und Traurigen alle mit einander übereinkommen. Die Komödie hingegen schließt keine einzige Leidenschaft aus; und diese alle muß der Schauspieler annehmen und von einer auf die andere überspringen können. Weil aber die Leidenschaften in der Komödie nicht so gewaltsam sind als in der Tragödie, so muß der komische Schauspieler zwar die Empfindung in einem größern Umfange, der tragische aber in einem männlichern Grade besitzen. (44. IV, 179. 180.)

Man gibt tragischen Schauspielern die Regel: Weinet, wenn ihr wollt, daß ich weinen soll; und den komischen sollte man die Regel geben: Lachet fast niemals, wenn ihr wollt, daß ich lachen soll.

(44. IV, 184.)

Eine reizende Stimme kann anstatt vieler anderer Vorzüge sein. Bei mehr als einer Gelegenheit hat die Verführung der Ohren über das Zeugniß der Augen gesiegt, und eine Person, der wir unsere Huldigung verweigerten, wenn wir sie sahen, hat sie vollkommen zu verdienen geschienen, wenn wir sie gehört haben.

(44. IV, 190.)

Der komische Schauspieler darf nicht nur, sondern muß auch dann und wann seine Rolle übertreiben. Allein man merke wohl, daß unter diesem Uebertreiben

nicht die Heftigkeit der Declamation eines tragischen Acteurs begriffen ist, und daß man sie nur dem komischen Acteur erlaubt, um etwas Lächerliches desto stärker in die Augen fallen zu lassen. Doch auch hier müssen gewisse Bedingungen und Umstände beobachtet werden. Der Schauspieler muß noch immer bei seinem Uebertreiben eine Art von Regeln beobachten: er kann wol weiter gehen, als die Natur geht; aber Ungeheuer muß er uns deswegen nicht vorstellen. (44. IV, 201.)

Es ist zwar wahr, daß jeder Mensch ungelernt den Zustand seiner Seele durch Kennzeichen, welche in die Sinne fallen, einigermaßen ausdrücken kann, der eine durch dieses, der andere durch jenes. Allein auf dem Theater will man Gesinnungen und Leidenschaften nicht nur einigermaßen ausgedrückt sehen, nicht nur auf die unvollkommene Weise, wie sie ein einzelner Mensch, wenn er sich wirklich in eben denselben Umständen befände, ausdrücken würde; sondern man will sie auf die allervollkommenste Art ausgedrückt sehen, so wie sie nicht besser und nicht vollständiger ausgedrückt werden können. Dazu aber ist kein anderes Mittel, als die besondern Arten, wie sie sich bei dem und jenem ausdrücken, kennen zu lernen und eine allgemeine Art daraus zusammenzusetzen, die um so viel wahrer scheinen muß, da ein jeder etwas von der seinigen darin entdeckt.

(44. IV, 209.)

Destouches, der berühmte komische Dichter, ist so bescheiden, einen großen Theil des Beifalls seines „Glorieux" den Schauspielern zuzuschreiben, welche sich alle mögliche Mühe gegeben hatten, ihren Rollen ein Genüge zu thun. Wie glücklich ist der dramatische Dichter, der sich eines

solchen Schicksals rühmen kann, und dem nicht das Herz brechen darf, seine Arbeit durch Eigensinn und Unwissenheit verhunzt zu sehen. (45. IV, 213.)

Als die Neuberin blühte und so mancher den Beruf fühlte, sich um sie und die Bühne verdient zu machen, sah es mit unserer dramatischen Poesie sehr elend aus. Man kannte keine Regeln; man bekümmerte sich um keine Muster. Unsere Staats- und Heldenactionen waren voller Unsinn, Bombast, Schmutz und Pöbelwitz. Unsere Lustspiele bestanden in Verkleidungen und Zaubereien, und Prügel waren die witzigsten Einfälle derselben. (73. VI, 41.)

Gottsched verstand ein wenig Französisch und fing an zu übersetzen. Er legte seinen Fluch auf das Extemporiren; er ließ den Harlekin feierlich vom Theater vertreiben, welches selbst die größte Harlekinade war, die jemals gespielt worden; kurz, er wollte nicht sowol unser altes Theater verbessern, als der Schöpfer eines ganz neuen sein. Und was für eines neuen? Eines französirenden; ohne zu untersuchen, ob dieses französirende Theater der deutschen Denkungsart angemessen sei oder nicht. Er hätte aus unsern alten dramatischen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich abmerken können, daß wir mehr in den Geschmack der Engländer als der Franzosen einschlagen; daß wir in unsern Trauerspielen mehr sehen und denken wollen, als uns das furchtsame französische Trauerspiel zu sehen und zu denken gibt; daß das Große, das Schreckliche, das Melancholische besser auf uns wirkt als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte; daß uns die zu große Einfalt mehr ermüde, als die zu große Verwickelung. Er hätte also auf dieser

Spur bleiben sollen und sie würde ihn geraden Weges auf das englische Theater geführt haben. Wenn man die Meisterstücke Shakspeare's mit einigen bescheidenen Veränderungen unsern Deutschen übersetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde von bessern Folgen gewesen sein, als daß man sie mit dem Corneille und Racine so bekannt gemacht hat. (73. VI, 42.)

Der Franzose hat doch wenigstens noch eine Bühne, da der Deutsche kaum Buden hat. Die Bühne des Franzosen ist doch wenigstens das Vergnügen einer ganzen großen Hauptstadt, da in den Hauptstädten des Deutschen die Bude der Spott des Pöbels ist. Der Franzose kann sich doch wenigstens rühmen, oft seinen Monarchen, einen ganzen prächtigen Hof, die größten und würdigsten Männer des Reichs, die feinste Welt zu unterhalten, da der Deutsche sehr zufrieden sein muß, wenn ihm ein paar Dutzend ehrliche Privatleute, die sich schüchtern nach der Bude geschlichen, zuhören wollen.

Doch lassen Sie uns recht aufrichtig sein. Daß es mit dem deutschen Drama noch so gar elend aussieht, ist vielleicht nicht einzig und allein die Schuld der Großen, die es an ihrem Schutze, an ihrer Unterstützung mangeln lassen; die Großen geben sich nicht gern mit Dingen ab, bei welchen sie wenig oder gar keinen glücklichen Fortgang voraussehen. Und wenn sie unsere Schauspieler betrachten, was können ihnen diese versprechen? Leute ohne Erziehung, ohne Welt, ohne Talente; ein Meister Schneider, ein Ding, das noch vor ein paar Monaten Wäschermädchen war. Was können die Großen an solchen Leuten erblicken, das ihnen im geringsten ähnlich wäre und sie auffrischen könnte, diese

ihre Repräsentanten auf der Bühne in einen bessern und geachtetern Stand zu setzen? (83. VI, 214.)

Nichts gibt mehr Ausdruck und Leben als die Bewegung der Hände; im Affecte besonders ist das sprechendste Gesicht ohne sie unbedeutend. (94. VI, 410.)

Die größte Feinheit eines dramatischen Richters zeigt sich darin, wenn er in jedem Falle des Vergnügens und Mißvergnügens unfehlbar zu unterscheiden weiß, was und wieviel davon auf die Rechnung des Dichters, oder des Schauspielers zu setzen sei. Den einen um etwas tadeln, was der andere versehen hat, heißt beide verderben. Jenem wird der Muth benommen und dieser wird sicher gemacht.

Besonders darf es der Schauspieler verlangen, daß man hierin die größte Strenge und Unparteilichkeit beobachte. Die Rechtfertigung des Dichters kann jederzeit angetreten werden, sein Werk bleibt da und kann uns immer vor Augen gelegt werden. Aber die Kunst des Schauspielers ist in ihren Werken transitorisch. Sein Gutes und Schlimmes rauscht gleich schnell vorbei, und nicht selten ist die heutige Laune des Zuschauers mehr Ursache als er selbst, warum das eine oder das andere einen lebhaftern Eindruck auf jenen gemacht hat.

Eine schöne Figur, eine bezaubernde Miene, ein sprechendes Auge, ein reizender Tritt, ein lieblicher Ton, eine melodische Stimme sind Dinge, die sich nicht wohl mit Worten ausdrücken lassen. Doch sind es auch weder die einzigen noch größten Vollkommenheiten des Schauspielers. Schätzbare Gaben der Natur, zu seinem Berufe sehr nöthig, aber noch lange nicht seinen Beruf

erfüllend! Er muß überall mit dem Dichter denken; er muß da, wo dem Dichter etwas Menschliches widerfahren ist, für ihn denken. (96. VII, 3. 4.)

Man muß mit der Vorstellung eines Stücks zufrieden sein, wenn unter vier, fünf Personen einige vortrefflich und die andern gut gespielt haben. Wen in den Nebenrollen ein Anfänger oder sonst ein Nothnagel so sehr beleidigt, daß er über das Ganze die Nase rümpft, der reise nach Utopien und besuche da die vollkommenen Theater, wo auch der Lichtputzer ein Garrick ist. (98. VII, 11.)

Es ist nur Ein Athen gewesen, es wird nur Ein Athen bleiben, wo auch bei dem Pöbel das sittliche Gefühl so fein, so zärtlich war, daß einer unlautern Moral wegen Schauspieler und Dichter Gefahr liefen, von dem Theater herabgestürmt zu werden.

(98. VII, 12.)

Alle Moral muß aus der Fülle des Herzens kommen, von der der Mund übergeht; man muß eben so wenig lange darauf zu denken, als damit zu prahlen scheinen. (99. VII, 13.)

Kein falscher Accent muß uns argwöhnen lassen, der Acteur plaudere, was er nicht verstehe. Aber die richtige Accentuation ist zur Noth auch einem Papagei beizubringen. Wie weit ist der Acteur, der eine Stelle nur versteht, noch von dem entfernt, der sie auch zugleich empfindet. —

Die Empfindung ist immer das streitigste unter den Talenten eines Schauspielers. Sie kann sein, wo man sie nicht erkennt, und man kann sie zu erkennen glauben,

wo sie nicht ist. — Der Schauspieler kann eine gewisse Bildung des Gesichts, gewisse Mienen, einen gewissen Ton haben, mit denen wir ganz andere Fähigkeiten, ganz andere Leidenschaften, ganz andere Gesinnungen zu verbinden gewohnt sind, als er gegenwärtig äußern und ausdrücken soll. Ist dies, so mag er noch so viel empfinden, wir glauben ihm nicht, denn er ist mit sich selbst im Widerspruch. Gegentheils kann ein anderer so glücklich gebaut sein, er kann so entscheidende Züge besitzen, alle seine Muskeln können ihm so leicht, so geschwind zu Gebote stehen, er kann so feine, so vielfältige Abänderungen der Stimme in seiner Gewalt haben, kurz, er kann mit allen zur Pantomime erforderlichen Gaben in einem so hohen Grade beglückt sein, daß er uns in denjenigen Rollen, die er nicht ursprünglich, sondern nach irgend einem guten Vorbilde spielt, von der innigsten Empfindung beseelt scheinen wird, da doch alles, was er sagt und thut, nichts als mechanische Nachäffung ist. (99. VII, 14.)

Reiz am unrechten Orte ist Affectation und Grimasse; und eben derselbe Reiz, zu oft hintereinander wiederholt, wird kalt und endlich ekel. Ich sehe einen Schulknaben sein Sprüchelchen aufsagen, wenn der Schauspieler allgemeine Betrachtungen mit der Bewegung, mit welcher man in der Menuet die Hand gibt, mir zureicht oder seine Moral gleichsam vom Rocken spinnt. Weg also mit diesem unbedeutenden Portebras, vornehmlich bei moralischen Stellen, weg mit ihm! (100. VII, 19.)

Die Freundschaft spricht eben so dreist als schüchtern die Liebe. (100. VII, 23.)

Jedes Wort, welches Shakspeare dem Hamlet, wenn er die Komödianten unterrichtet, in den Mund legt, ist eine goldene Regel für alle Schauspieler, denen an einem vernünftigen Beifall gelegen ist. „Ich bitte euch" — läßt er ihn unter anderm zu den Komödianten sagen —, „sprecht die Rede so, wie ich sie euch vorsagte; die Zunge muß nur eben darüber hinlaufen. Aber wenn ihr mir sie so heraushalset, wie es manche von unsern Schauspielern thun, so wäre mir es eben so lieb gewesen, wenn der Stadtschreier meine Verse gesagt hätte. Auch durchsägt mir mit euerer Hand nicht so sehr die Luft, sondern macht alles hübsch artig; denn mitten in dem Strome, mitten in dem Sturme, mitten, so zu reden, in dem Wirbelwinde der Leidenschaften, müßt ihr noch einen Grad von Mäßigung beobachten, der ihnen das Glatte und Geschmeidige gibt." (101. VII, 24.)

Es gibt wenige Stimmen, die in ihrer äußersten Anstrengung nicht widerwärtig würden, und all zu schnelle, all zu stürmische Bewegungen werden selten edel sein. Gleichwol sollen weder unsere Augen, noch unsere Ohren beleidigt werden; und nur alsdann, wenn man bei Aeußerung der heftigen Leidenschaften alles vermeidet, was diesen oder jenen unangenehm sein könnte, haben sie das Glatte und Geschmeidige, welches ein Hamlet auch noch da von ihnen verlangt, wenn sie den höchsten Eindruck machen und ihm das Gewissen verstockter Frevler aus dem Schlafe schrecken sollen.

(101. VII. 25.)

Die Kunst des Schauspielers steht zwischen den bildenden Künsten und der Poesie mitten inne. Als sichtbare Malerei muß zwar die Schönheit ihr höchstes Ge-

setz sein; doch als transitorische Malerei braucht sie ihren Stellungen jene Ruhe nicht immer zu geben, welche die alten Kunstwerke so imponirend macht. (101. VII, 26.)

Es könnte leicht sein, daß sich unsere Schauspieler bei der Mäßigung, zu der sie die Kunst auch in den heftigsten Leidenschaften verbindet, in Ansehung des Beifalls nicht allzu wohl befinden dürften. Aber welches Beifalls? Die Galerie ist freilich ein großer Liebhaber des Lärmenden und Tobenden, und selten wird sie ermangeln, eine gute Lunge mit lauten Händen zu erwidern. Auch das deutsche Parterre ist noch ziemlich von diesem Geschmacke, und es gibt Schauspieler, die schlau genug von diesem Geschmacke Vortheil zu ziehen wissen. Der Schläfrigste rafft sich gegen das Ende der Scene, wenn er abgehen soll, zusammen, erhebt auf einmal die Stimme und überladet die Action, ohne zu überlegen, ob der Sinn seiner Rede diese höhere Anstrengung auch erfordere. Nicht selten widerspricht sie sogar der Verfassung, mit der er abgehen soll; aber was thut das ihm? Genug, daß er das Parterre dadurch erinnert hat, aufmerksam auf ihn zu sein, und wenn es die Güte haben will, ihm nachzuklatschen. Nachzischen sollte es ihm! Doch leider ist es theils nicht Kenner genug, theils zu gutherzig, und nimmt die Begierde, ihm gefallen zu wollen, für die That. (101. VII, 26.)

Die Pantomime muß nie bis zu dem Ekelhaften getrieben werden. Gut, wenn die erhitzte Einbildungskraft Blut zu sehen glaubt; aber das Auge muß es nicht wirklich sehen. (104. VII, 42.)

Possen müssen Schlag auf Schlag gesagt werden, und der Zuhörer muß keinen Augenblick Zeit haben, zu untersuchen, wie witzig oder unwitzig sie sind.

(104. VII, 44.)

Das Lächerliche kann der Witzige und Unwitzige nachsagen; aber die Sprache des Herzens kann nur das Herz treffen. (112. VII, 89.)

Ich wüßte kein Werk, aus welchem ein angehender Schauspieler mehr lernen könnte, als den Commentar des Donat über den Terenz; und bis das Latein unter unsern Schauspielern üblicher wird, wünschte ich sehr, daß man ihnen eine gute Uebersetzung davon in die Hände geben wollte. Es versteht sich, daß der Dichter dabei sein, und aus dem Commentar alles wegbleiben müßte, was die bloße Worterklärung betrifft.

(136. VII, 325.)

Wir Deutsche bekennen es treuherzig genug, daß wir noch kein Theater haben. Was viele von unsern Kunstrichtern, die in dieses Bekenntniß mit einstimmen und große Verehrer des französischen Theaters sind, dabei denken, das kann ich so eigentlich nicht wissen. Aber ich weiß wohl, was ich dabei denke. Ich denke nämlich dabei: daß nicht allein wir Deutsche, sondern daß auch die, welche sich seit hundert Jahren ein Theater zu haben rühmen, ja das beste Theater von ganz Europa zu haben prahlen, — daß auch die Franzosen noch kein Theater haben. Ein tragisches gewiß nicht! Denn auch die Eindrücke, welche die französische Tragödie macht, sind so flach, so kalt! (142. VII, 359.)

Wir haben Schauspieler, aber keine Schauspielkunst. Wenn es vor Alters eine solche Kunst gegeben hat, so haben wir sie nicht mehr; sie ist verloren; sie muß ganz von neuem wieder erfunden werden. Allgemeines Geschwätz darüber hat man in verschiedenen Sprachen genug; aber specielle, von jedermann erkannte, mit Deutlichkeit und Präcision abgefaßte Regeln, nach welchen der Tadel oder das Lob des Schauspielers in einem besondern Falle zu bestimmen sei, deren wüßte ich kaum zwei oder drei. Daher kommt es, daß alles Raisonnement über diese Materie immer so schwankend und vieldeutig scheint, daß es eben kein Wunder ist, wenn der Schauspieler, der nichts als eine glückliche Routine hat, sich auf alle Weise dadurch beleidigt findet. Gelobt wird er sich nie genug, getadelt aber allezeit viel zu viel glauben: ja öfters wird er gar nicht einmal wissen, ob man ihn tadeln oder loben wollen. Ueberhaupt hat man die Anmerkung schon längst gemacht, daß die Empfindlichkeit der Künstler in Ansehung der Kritik in eben dem Verhältnisse steigt, in welchem die Gewißheit und Deutlichkeit und Menge der Grundsätze ihrer Künste abnimmt. (151. VII, 451.)

Ein verständiger Schauspieler muß nie seine Rolle, wo es nicht nöthig ist, zum Nachtheil aller andern heben. (269. XII, 373.)

Ich muß Madame Hänsel die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich noch keine Schauspielerin gefunden, die das, was sie zu sagen hat, mehr versteht und es mehr empfinden läßt, daß sie es versteht. Wo man dieser Vollkommenheit, die ich für die höchste eines Schauspielers halte, ein wenig mehr Jugend und Schönheit, ein wenig mehr Anstand, ein wenig mehr von dem

elenden Dinge, das man Air der großen Welt nennt, vorziehen kann, da ist man sicherlich in der Empfindung des Wahren noch sehr weit zurück. (325. XIII, 659.)

Uebersetzungen.

Ein Uebersetzer ist besonders verbunden, keine Schrift vorzunehmen, von der man schon eine Uebersetzung hat, wenn er nicht gewiß überzeugt ist, daß er eine ungleich bessere liefern kann. (10. III, 124.)

Die Treue eines Uebersetzers wird zur Untreue, wenn er seine Urschrift dadurch verdunkelt. (38. IV, 37.)

Es wäre überhaupt ein Glück, wenn alle diejenigen das Uebersetzen wollten bleiben lassen, welche nichts als übersetzen können, und wenn sich nur solche Gelehrte von Zeit zu Zeit damit beschäftigen wollten, denen man den Vorwuf nicht machen kann, daß sie nichts Besseres anzufangen wüßten. (49a. V, 52.)

Einen Dichter, dessen großes, ich will nicht sagen größtes Verdienst in dem war, was wir das Mechanische in der Poesie nennen; dessen ganze Mühe dahin ging, den reichsten, triftigsten Sinn in die wenigsten, wohlklingendsten Worte zu legen; dem der Reim keine Kleinigkeit war, — einen solchen Dichter, Pope, in Prosa zu übersetzen, heißt ihn ärger entstellen, als man den Euklid entstellen würde, wenn man ihn in Verse übersetzte. (63. VI, 3.)

Unsere Uebersetzer verstehen selten die Sprache; sie wollen sie erst verstehen lernen; sie übersetzen, sich zu üben, und sind klug genug, sich ihre Uebungen bezahlen zu lassen. Am wenigsten aber sind sie vermögend, ihrem Original nachzudenken. (64. VI, 7.)

Schlechte Uebersetzer sind unter der Kritik. Es ist aber doch gut, wenn sich die Kritik dann und wann zu ihnen herabläßt; denn der Schaden, den sie stiften, ist unbeschreiblich. Wenn durch eine große, wunderbare Weltveränderung auf einmal alle Bücher, die deutsch geschriebenen ausgenommen, untergingen, welch eine erbärmliche Figur würden die Virgile und Horaze, die Shaftesburys und Bolingbroks bei der Nachwelt machen! (66. VI, 12.)

Der Kritiker, der die Schönheiten eines Alten aufklärt und rettet, hat meinen Dank; der aber von ihnen so durchdrungen, so ganz in ihrem Besitze ist, daß er sie seiner eigenen Zunge vertrauen darf, hat meinen Dank und meine Bewunderung zugleich. Ich erblicke ihn nicht mehr hinter, ich erblicke ihn neben seinem Alten. (282. XII, 164.)

Gute Verse in gute Prosa übersetzen, erfordert etwas mehr, als Genauigkeit; oder ich möchte wol sagen, etwas anderes. Allzu pünktliche Treue macht jede Uebersetzung steif, weil unmöglich alles, was in der einen Sprache natürlich ist, es auch in der andern sein kann. Aber eine Uebersetzung aus Versen macht sie zugleich wässerig und schielend. Denn wo ist der glückliche Versificateur, den nie das Sylbenmaaß, nie der Reim hier etwas mehr oder weniger, dort etwas stärker oder schwächer, früher

oder später sagen ließe, als er es, frei von diesem Zwange, würde gesagt haben? Wenn nun der Uebersetzer dies nicht zu unterscheiden weiß; wenn er nicht Geschmack, nicht Muth genug hat, hier einen Nebenbegriff wegzulassen, da statt der Metapher den eigentlichen Ausdruck zu setzen, dort eine Ellipsis zu ergänzen oder anzubringen: so wird er uns alle Nachlässigkeiten seines Originals überliefern und ihnen nichts als die Entschuldigung benommen haben, welche die Schwierigkeiten der Symmetrie und des Wohlklanges in der Grundsprache für sie machen. (103. VII, 36.)

Wieviel leichter ist es, eine Schnurre zu übersetzen, als eine Empfindung! (112. VII, 89.)

Kunst und Natur.

Nachahmung der schönen Natur. Ein Grundsatz, woran sich alle, welche ein wirkliches Genie zu den Künsten haben, festhalten können, welcher sie von tausend eiteln Zweifeln befreit und sie blos einem einzigen unumschränkten Gesetze unterwirft, welches, sobald es einmal wohl begriffen ist, den Grund, die Bestimmung und die Auslegung aller andern enthält.

(18. III, 222.)

Die Geschichte der Natur enthält den Samen aller übrigen Wissenschaften, sogar die moralischen nicht ausgenommen; und wenn der Lehrer scharfsinnig genug ist, so wird er die Genies der Schüler bei dieser Gelegenheit leichtlich prüfen, und unterscheiden können, zu

welcher Kunst oder Wissenschaft ein jedes derselben aufgelegt ist. (69. VI, 24.)

Nichts ist züchtiger und anständiger als die Natur. Grobheit und Wust ist ebenso weit von ihr entfernt als Schwulst und Bombast von dem Erhabenen. Das nämliche Gefühl, welches die Grenzscheidung dort wahrnimmt, wird sie auch hier bemerken. Der schwülstigste Dichter ist daher unfehlbar auch der pöbelhafteste. Beide Fehler sind unzertrennlich; und keine Gattung gibt mehr Gelegenheit, in beide zu verfallen, als die Tragödie. (134. VII, 266.)

In der Natur ist alles mit allem verbunden; alles durchkreuzt sich, alles wechselt mit allem, alles verändert sich eins in das andere. Aber nach dieser unendlichen Mannigfaltigkeit ist sie nur ein Schauspiel für einen unendlichen Geist. Um endliche Geister an dem Genusse desselben Antheil nehmen zu lassen, mußten diese das Vermögen erhalten, ihr Schranken zu geben, die sie nicht hat: das Vermögen, abzusondern und ihre Aufmerksamkeit nach Gutdünken lenken zu können.

Dieses Vermögen üben wir in allen Augenblicken des Lebens; ohne dasselbe würde es für uns gar kein Leben geben; wir würden vor allzu verschiedenen Empfindungen nichts empfinden; wir würden ein beständiger Raub des gegenwärtigen Eindrucks sein; wir würden träumen, ohne zu wissen, was wir träumten.

Die Bestimmung der Kunst ist, uns in dem Reiche des Schönen dieser Absonderung zu überheben, uns die Fixirung unserer Aufmerksamkeit zu erleichtern. Alles, was wir in der Natur von einem Gegenstande oder einer Verbindung verschiedener Gegenstände, es sei der Zeit oder dem Raume nach, in unsern Gedanken abson-

dern oder absondern zu können wünschen, sondert sie wirklich ab, und gewährt uns diesen Gegenstand oder diese Verbindung verschiedener Gegenstände so lauter und bündig, als es nur immer die Empfindung, die sie erregen sollen, gestattet. (135. VII, 316.)

Es muß uns nothwendig ekeln, in der Kunst das wieder zu finden, was wir aus der Natur wegwünschten. (135. VII, 317.)

Kunst und Künstler

Die Künste sind das, zu was wir sie machen wollen. Es liegt nur an uns, wenn sie uns schädlich sind. (16. III, 203.)

Die Vollkommenheit besteht in der Uebereinstimmung des Mannigfaltigen, und alsdann, wenn die Uebereinstimmung leicht zu fassen ist, nennen wir die Vollkommenheit Schönheit. (41. IV, 104.)

Es ist auch Kunst, die Kunst zu verstecken, sie zu rechter Zeit aus den Augen zu setzen. (257. XII, 95.)

Ich behaupte, daß nur das die Bestimmung einer Kunst sein kann, wozu sie einzig und allein geschickt ist, und nicht das, was andere Künste eben so gut, wo nicht besser können als sie. (226. XI, 163.)

Es ist das Vorrecht der Alten, keiner Sache weder zu viel, noch zu wenig zu thun. (94. VI, 373.)

Körperliche Schönheit entspringt aus der übereinstimmenden Wirkung mannigfaltiger Theile, die sich auf einmal übersehen lassen. (94. VI, 490.)

Reiz ist Schönheit in Bewegung. (94. VI, 499.)

Mit Absicht handeln ist das, was den Menschen über geringere Geschöpfe erhebt; mit Absicht dichten, mit Absicht nachahmen ist das, was das Genie von den kleinen Künstlern unterscheidet, die nur dichten um zu dichten, die nur nachahmen um nachzuahmen, die sich mit dem geringen Vergnügen befriedigen, das mit dem Gebrauche ihrer Mittel verbunden ist, die diese Mittel zu ihrer ganzen Absicht machen, und verlangen, daß auch wir uns mit dem eben so geringen Vergnügen befriedigen sollen, welches aus dem Anschauen ihres kunstreichen, aber absichtlosen Gebrauchs ihrer Mittel entspringt. (125. VII, 154.)

Das wahre Meisterstück erfüllt uns so ganz mit sich selbst, daß wir des Urhebers darüber vergessen, daß wir es nicht als das Product eines einzelnen Wesens, sondern der allgemeinen Natur betrachten. (126. VII, 163.)

Die überstiegene Schwierigkeit machte bei den Alten keine Schönheit mehr, und ihren Künstlern kam es nie

ein, sich muthwillig Schwierigkeiten zu schaffen, um sie überwinden zu können. (164. VIII, 63.)

Einem Künstler ist es weit anständiger, den Stoff, in den er arbeitet, seinen Gedanken, als seine Gedanken dem Stoffe zu unterwerfen. (173. VIII, 159.)

Nur die mißverstandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen, und es ist ein Beweis für die wahre, für die richtig verstandene wahre Religion, wenn sie uns überall auf das Schöne zurückbringt.
(180. VIII, 263.)

Die Vollkommenheit ist Einheit im Mannigfaltigen.
(225. XI, 92.)

Malerei.

Die neuen Maler machen offenbar das Mittel zur Absicht. Sie malen Historie, um Historie zu malen, und bedenken nicht, daß sie dadurch ihre Kunst nur zu einer Hülfe anderer Künste und Wissenschaften machen, oder wenigstens sich die Hülfe der andern Künste und Wissenschaften so unentbehrlich machen, daß ihre Kunst den Werth einer primitiven Kunst gänzlich dadurch verliert. (226. XI, 140.)

Die verjüngten Dimensionen schwächen die Wirkung in der Malerei. Ein schönes Bild in Miniatur kann

unmöglich ebendasselbe Wohlgefallen erwecken, welches dieses Bild in seiner wahren Größe erwecken würde.

(226. XI, 159.)

„Wer wird dich malen wollen, da dich niemand sehen will?" sagt ein alter Epigrammatist über einen höchst ungestaltenen Menschen. Mancher neuere Künstler würde sagen: „Sei so ungestalten wie möglich, ich will dich doch malen! Mag dich schon niemand gern sehen, so soll man doch mein Gemälde gern sehen; nicht insofern es dich vorstellt, sondern insofern es ein Beweis meiner Kunst ist, die ein solches Scheusal so ähnlich nachzubilden weiß." Freilich ist der Hang zu dieser üppigen Prahlerei mit leidigen Geschicklichkeiten, die durch den Werth ihrer Gegenstände nicht geadelt werden, zu natürlich, als daß nicht auch die Griechen ihren Pauson, ihren Pyreicus sollten gehabt haben. Sie hatten sie; aber sie ließen ihnen strenge Gerechtigkeit widerfahren. Pauson, der sich noch unter dem Schönen der gemeinen Natur hielt, dessen niedriger Geschmack das Fehlerhafte und Häßliche an der menschlichen Bildung am liebsten ausdrückte, lebte in der verächtlichsten Armuth. Und Pyreicus, der Barbierstuben, schmutzige Werkstätten, Esel und Küchenkräuter, mit allem dem Fleiße eines niederländischen Künstlers malte, als ob dergleichen Dinge in der Natur so viel Reiz hätten und so selten zu erblicken wären, bekam den Zunamen des Kothmalers. (94. VI, 381.)

Die Perspective ist keine Sache des Genies; sie beruht auf Regeln und Handgriffen, die, wenn sie einmal festgesetzt und bekannt sind, der Stümper eben so leicht befolgen und ausüben kann als das größte Genie.

(157. VIII, 28.)

Wie in der Natur alle Phänomena des Gesichts, die Erscheinung der Größe, die Erscheinung der Formen, die Erscheinung des Lichts und der Farben, und die daraus entspringende Erscheinung der Entfernung unzertrennlich verbunden sind: so auch in der Malerei. Man kann in keiner den geringsten Fehler begehen, ohne daß sie nicht zugleich alle zweideutig und falsch werden.

(158. VIII, 31.)

Die Kunst muß malen, wie sich die plastische Natur — wenn es eine gibt — das Bild dachte: ohne den Abfall, welchen der widerstrebende Stoff unvermeidlich macht; ohne das Verderb, mit welchem die Zeit dagegen ankämpft. (187. II, 117.)

Ha! daß wir nicht unmittelbar mit den Augen malen! Auf dem langen Wege, aus dem Auge durch den Arm in den Pinsel, wieviel geht da verloren! — Aber daß ich es weiß, was hier verloren gegangen, und wie es verloren gegangen, und warum es verloren gehen müssen: darauf bin ich eben so stolz, und stolzer, als ich auf alles das bin, was ich nicht verloren gehen lassen. Denn aus jenem erkenne ich mehr als aus diesem, daß ich wirklich ein großer Maler bin; daß es aber meine Hand nur nicht immer ist. — Oder meinen Sie, daß Rafael nicht das größte malerische Genie gewesen wäre, wenn er unglücklicherweise ohne Hände wäre geboren worden? (187. II, 119.)

Eines jeden Empfindung sollte erst auf den Ausspruch eines Malers warten? — Ins Kloster mit dem, der es von uns lernen will, was schön ist!

(187. II, 120.)

Malerei und Dichtkunst.

Poesie und Malerei, beide sind nachahmende Künste, beider Endzweck ist, von ihren Vorwürfen die lebhaftesten sinnlichen Vorstellungen in uns zu erwecken. Sie haben folglich alle die Regeln gemein, die aus dem Begriff der Nachahmung, aus diesem Endzwecke entspringen.

Allein sie bedienen sich ganz verschiedener Mittel zu ihrer Nachahmung; und aus der Verschiedenheit dieser Mittel müssen die besondern Regeln für eine jede hergeleitet werden.

Die Malerei braucht Figuren und Farben in dem Raume. Die Dichtkunst articulirte Töne in der Zeit. Jener Zeichen sind natürlich. Dieser ihre sind willkürlich. (226. XI, 141.)

Die Malerei kann in ihren coëxistirenden Compositionen nur einen einzigen Augenblick der Handlung nutzen, und muß daher den prägnantesten wählen, aus welchem das Vorhergehende und Folgende am begreiflichsten wird. Eben so kann auch die Poesie in ihren fortschreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenschaft der Körper nutzen, und muß daher diejenige wählen, welche das sinnlichste Bild des Körpers von der Seite erweckt, von welcher er ihn braucht.

(226. XI, 143.)

Die blendende Antithese des griechischen Voltaire, daß die Malerei eine stumme Poesie und die Poesie eine redende Malerei sei, stand wol in keinem Lehrbuche. Es war ein Einfall, wie Simonides mehrere hatte; dessen wahrer Theil so einleuchtend ist, daß man das Unbestimmte und Falsche, welches er mit sich führt, über-

sehen zu müssen glaubt. Gleichwol übersahen es die Alten nicht. Sondern indem sie den Ausspruch des Simonides auf die Wirkung der beiden Künste einschränkten, vergaßen sie nicht einzuschärfen, daß, ungeachtet der vollkommenen Aehnlichkeit dieser Wirkung, sie dennoch sowol in den Gegenständen als in der Art ihrer Nachahmung verschieden wären.

Völlig aber, als ob sich gar keine solche Verschiedenheit fände, haben viele der neuesten Kunstrichter aus jener Uebereinstimmung der Malerei und Poesie die crudesten Dinge von der Welt geschlossen. Bald zwingen sie die Poesie in die engern Schranken der Malerei, bald lassen sie die Malerei die ganze weite Sphäre der Poesie füllen. Alles, was der einen recht ist, soll auch der andern vergönnt sein; alles, was in der einen gefällt oder mißfällt, soll nothwendig auch in der andern gefallen oder mißfallen; und voll von dieser Idee, sprechen sie in dem zuversichtlichsten Tone die seichtesten Urtheile, wenn sie, in den Werken des Dichters und Malers über einerlei Vorwurf, die darin bemerkten Abweichungen von einander zu Fehlern machen, die sie dem einen oder dem andern, nachdem sie entweder mehr Geschmack an der Dichtkunst oder an der Malerei haben, zur Last legen.

Ja diese Afterkritik hat zum Theil die Virtuosen selbst verführt. Sie hat in der Poesie die Schilderungssucht und in der Malerei die Allegoristerei erzeugt; indem man jene zu einem redenden Gemälde machen wollen, ohne eigentlich zu wissen, was sie malen könne und solle, und diese zu einem stummen Gedichte, ohne überlegt zu haben, in welchem Maaße sie allgemeine Begriffe ausdrücken könne, ohne sich von ihrer Bestimmung zu entfernen und zu einer willkürlichen Schriftart zu werden.

Diesem falschen Geschmacke und jenen ungegründeten Urtheilen entgegen zu arbeiten, ist die vornehmste Absicht des „Laokoon". (94. VI, 373.)

Die Götter und geistigen Wesen, wie sie der Künstler vorstellt, sind nicht völlig eben dieselben, welche der Dichter braucht. Bei dem Künstler sind sie personificirte Abstracta, die beständig die ähnliche Charakterisirung behalten müssen, wenn sie erkenntlich sein sollen. Bei dem Dichter hingegen sind sie wirkliche handelnde Wesen, die über ihren allgemeinen Charakter noch andere Eigenschaften und Affecte haben, welche nach Gelegenheit der Umstände vor jenen vorstechen können. Venus ist dem Bildhauer nichts als die Liebe; er muß ihr also alle die sittsame verschämte Schönheit, alle die holden Reize geben, die uns an geliebten Gegenständen entzücken, und die wir daher mit in den abgesonderten Begriff der Liebe bringen. Die geringste Abweichung von diesem Ideal läßt uns sein Bild verkennen. Schönheit, aber mit mehr Majestät als Scham, ist schon keine Venus, sondern eine Juno. Reize, aber mehr gebieterische, männliche, als holde Reize, geben eine Minerva statt einer Venus. Vollends eine zürnende Venus, eine Venus von Rache und Wuth getrieben, ist dem Bildhauer ein wahrer Widerspruch; denn die Liebe als Liebe zürnt nie, rächt sich nie. Bei dem Dichter hingegen ist Venus zwar auch die Liebe, aber die Göttin der Liebe, die außer diesem Charakter ihre eigene Individualität hat, und folglich der Triebe des Abscheus eben so fähig sein muß als der Zuneigung. Was wunder also, daß sie bei ihm in Zorn und Wuth entbrennt, besonders wenn es die beleidigte Liebe selbst ist, die sie darein versetzt? (94. VI, 433.)

Die Zeitfolge ist das Gebiet des Dichters, sowie der Raum das Gebiet des Malers. (94. VI, 476.)

Malerei und Bildhauerkunst.

Die eigentliche Bestimmung einer schönen Kunst kann nur dasjenige sein, was sie ohne Beihülfe einer andern hervorzubringen im Stande ist. (226. XI, 139.)

Die höchste körperliche Schönheit existirt nur in dem Menschen, und auch nur in diesem vermöge des Ideals. (226. XI, 140.)

Den Schranken der bildenden Künste zufolge sind alle ihre Figuren unbeweglich. Das Leben der Bewegung, welches sie zu haben scheinen, ist der Zusatz unserer Einbildung; die Kunst thut nichts, als daß sie unsere Einbildung in Bewegung setzt. — Zeuxis, erzählt man, malte einen Knaben, welcher Trauben trug, und in diesen war die Kunst der Natur so nahe gekommen, daß die Vögel danach flogen. Aber dieses machte den Zeuxis auf sich selbst unwillig. Ich habe, sagte er, die Trauben besser gemalt als den Knaben; denn hätte ich auch diesen gehörig vollendet, so hätten sich die Vögel vor ihm scheuen müssen. — Wie sich ein bescheidener Mann doch oft selbst chicanirt! Ich muß mich des Zeuxis wider den Zeuxis annehmen. Und hättest du, lieber Meister, den Knaben auch noch so vollendet, er würde die Vögel doch nicht abgeschreckt haben, nach seiner Traube zu fliegen. Thierische Augen

sind schwerer zu täuschen als menschliche; sie sehen nichts, als was sie sehen; uns hingegen verführt die Einbildung, daß wir auch das zu sehen glauben, was wir nicht sehen. (226. XI, 145.)

Zur körperlichen Schönheit gehört mehr als die Schönheit der Form. Es gehört auch dazu die Schönheit der Farben und die Schönheit des Ausdrucks. (226. XI, 164.)

Es sei Fabel oder Geschichte, daß die Liebe den ersten Versuch in den bildenden Künsten gemacht habe, so viel ist gewiß, daß sie den großen alten Meistern die Hand zu führen nicht müde geworden. (94. VI, 380.)

Der weise Grieche! Sein Künstler schildert nichts als das Schöne; selbst das gemeine Schöne, das Schöne niederer Gattungen war nur sein zufälliger Vorwurf, seine Uebung, seine Erholung. Die Vollkommenheit des Gegenstandes selbst mußte in seinem Werke entzücken; er war zu groß, von seinen Betrachtern zu verlangen, daß sie sich mit dem bloßen kalten Vergnügen, welches aus der getroffenen Aehnlichkeit, aus der Erwägung seiner Geschicklichkeit entspringt, begnügen sollten; an seiner Kunst war ihm nichts lieber, dünkte ihm nichts edler, als der Endzweck der Kunst. (94. VI, 380.)

Die Obrigkeit selbst hielt es — bei den Griechen — ihrer Aufmerksamkeit nicht für unwürdig, den Künstler mit Gewalt in seiner wahren Sphäre zu erhalten. Das Gesetz der Thebaner, welches ihm die Nachahmung ins Schönere befahl und die Nachahmung ins Häßlichere bei Strafe ver-

bot, ist bekannt. Es war kein Gesetz wider den Stümper, wofür es gemeiniglich gehalten wird. Es verdammte die griechischen Ghezzi; den unwürdigen Kunstgriff, die Aehnlichkeit durch Uebertreibung der häßlichen Theile des Urbildes zu erreichen. (94. VI, 382.)

Wir lachen, wenn wir hören, daß bei den Alten auch die Künste bürgerlichen Gesetzen unterworfen gewesen. Aber wir haben nicht immer Recht, wenn wir lachen. (94. VI, 382.)

Wuth und Verzweiflung schändete keins von den Werken der alten Künstler. Ich darf behaupten, daß sie nie eine Furie gebildet haben. (94. VI, 384.)

Kann der Künstler von der immer veränderlichen Natur nie mehr als einen einzigen Augenblick, und der Maler insbesondere diesen einzigen Augenblick auch nur aus einem einzigen Gesichtspunkte brauchen; sind aber ihre Werke gemacht, nicht blos erblickt, sondern betrachtet zu werden, lange und wiederholtermaaßen betrachtet zu werden, so ist es gewiß, daß jener einzige Augenblick und einzige Gesichtspunkt dieses einzigen Augenblicks nicht fruchtbar genug gewählt werden kann. Dasjenige aber nur allein ist fruchtbar, was der Einbildungskraft freies Spiel läßt. Je mehr wir sehen, desto mehr müssen wir hinzudenken können. Je mehr wir dazu denken, desto mehr müssen wir zu sehen glauben. In dem ganzen Verfolge eines Affects ist aber kein Augenblick, der diesen Vortheil weniger hat, als die höchste Staffel desselben. Ueber ihr ist weiter nichts, und dem Auge das Aeußerste zeigen, heißt der Phan-

tasie die Flügel binden. — Ferner: Erhält dieser einzige Augenblick durch die Kunst eine unveränderliche Dauer, so muß er nichts ausdrücken, was sich nicht anders als transitorisch denken läßt. Alle Erscheinungen, zu deren Wesen wir es nach unsern Begriffen rechnen, daß sie plötzlich ausbrechen und plötzlich verschwinden, daß sie das, was sie sind, nur einen Augenblick sein können; alle solche Erscheinungen, sie mögen angenehm oder schrecklich sein, erhalten durch die Verlängerung der Kunst ein so widernatürliches Ansehen, daß mit jeder wiederholten Erblickung der Eindruck schwächer wird und uns endlich vor dem ganzen Gegenstande ekelt oder graut. (94. VI, 389.)

Hat ein Gewand, das Werk sklavischer Hände, eben so viel Schönheit als das Werk der ewigen Weisheit, ein organisirter Körper? — Noth erfand die Kleider, und was hat die Kunst mit der Noth zu thun? Ich gebe es zu, daß es auch eine Schönheit der Bekleidung gibt; aber was ist sie gegen die Schönheit der menschlichen Form? Und wird der, der das Größere erreichen kann, sich mit dem Kleinern begnügen?

(94. VI, 413.)

Wenn die Kunst nicht ausdrücklich zur leichtern und glücklichern Behandlung die kostbarere Materie erfordert: so ist es albern und zeigt gerade von keinem Geschmacke, und zeigt von nichts, als einer barbarischen Verschwendung, diese kostbarere Materie, dessenungeachtet, vorzüglich vor der weniger kostbaren, aber zur Behandlung mehr geschickten Materie zu brauchen.

(164. VIII, 62.)

Der bildende Künstler hat eben das Recht, welches der Dichter hat; auch sein Werk soll kein bloßes Denkmal einer historischen Wahrheit sein; beide dürfen von dem Einzeln, so wie es existirt hat, abweichen, sobald ihnen diese Abweichung eine höhere Schönheit ihrer Kunst gewährt. (170. VIII, 116.)

Die poetischen Gemälde sind von unendlich weiterm Umfange als die Gemälde der bildenden Kunst: besonders kann die Kunst, bei Personificirung eines abstracten Begriffes, nur blos das Allgemeine und Wesentliche desselben ausdrücken; auf alle Zufälligkeiten, welche Ausnahmen von diesem Allgemeinen sein würden, welche mit diesem Wesentlichen in Widerspruch stehen würden, muß sie Verzicht thun; denn dergleichen Zufälligkeiten des Dinges würden das Ding selbst unkenntlich machen, und ihr ist an der Kenntlichkeit zuerst gelegen. Der Dichter hingegen, der seinen personificirten abstracten Begriff in die Klasse handelnder Wesen erhebt, kann ihn gewissermaaßen wider diesen Begriff selbst handeln lassen, und ihn in allen den Modificationen einführen, die ihm irgend ein einzelner Fall gibt, ohne daß wir im geringsten die eigentliche Natur desselben darüber aus den Augen verlieren. (180. VIII, 246.)

Musik.

Eine Symphonie, die in ihren verschiedenen Sätzen verschiedene, sich widersprechende Leidenschaften ausdrückt, ist ein musikalisches Ungeheuer; in einer Symphonie muß nur Eine Leidenschaft herrschen, und jeder besondere Satz muß eben dieselbe Leidenschaft, blos mit ver-

schiedenen Abänderungen, es sei nun nach den Graden ihrer Stärke und Lebhaftigkeit, oder nach den mancherlei Vermischungen mit andern verwandten Leidenschaften, ertönen lassen und in uns zu erwecken suchen. Ein Tonkünstler, der sich in seinen Symphonien mehr erlaubt, der mit jedem Satze den Affect abbricht, um mit dem folgenden einen neuen ganz verschiedenen Affect anzuheben, und auch diesen fahren läßt, um sich in einen dritten eben so verschiedenen zu werfen; kann viel Kunst ohne Nutzen verschwendet haben, kann überraschen, kann betäuben, kann kitzeln, nur rühren kann er nicht. Wer mit unserm Herzen sprechen und sympathetische Regungen in ihm erwecken will, muß eben sowohl Zusammenhang beobachten, als wer unsern Verstand zu unterhalten und zu belehren denkt. Ohne Zusammenhang, ohne die innigste Verbindung aller und jeder Theile ist die beste Musik ein eitler Sandhaufen, der keines dauerhaften Eindruckes fähig ist; nur der Zusammenhang macht sie zu einem festen Marmor, an dem sich die Hand des Künstlers verewigen kann. (118. VII, 122.)

Die Absichten eines Tonkünstlers merken, heißt ihm zugestehen, daß er sie erreicht hat. Sein Werk soll kein Räthsel sein, dessen Deutung eben so mühsam als schwankend ist. Was ein gesundes Ohr am geschwindesten in ihm vernimmt, das und nichts anderes hat er sagen wollen; sein Lob wächst mit seiner Verständlichkeit; je leichter, je allgemeiner diese, desto verdienter jenes. (118. VII, 124.)

Kritik und Leistung.

Eine gute und schlechte Arbeit muß man auch nicht einmal mit einander vergleichen, wenn man beiden will Recht widerfahren lassen. (10. III, 124.)

Es gibt eine Art des Tadels, welche dem Getadelten Ehre macht. Man tadelt den Hannibal, daß er nicht Rom belagert. Welchem geringern Feldherrn von allen, die jemals an der Spitze römischer Feinde gewesen sind, macht man diesen Vorwurf? Keinem. Der einzige Hannibal war so weit gekommen, daß er es thun konnte und nicht that. Wieviel Siege mußte er vorher erstritten, durch welchen Muth, durch welche Klugheit, durch welche Schnelligkeit im Entschließen mußte er sich in das Recht gesetzt haben, zu desto größern Thaten Hoffnung zu machen, je größere er verrichtete, ehe man ihm den über alle Lobsprüche steigenden Tadel machen konnte: und er hat nicht Rom belagert? (31. III, 309.)

Man schätzt jeden nach seinen Kräften. Einen elenden Dichter tadelt man gar nicht; mit einem mittel-

mäßigen verfährt man gelinde; gegen einen großen ist man unerbittlich. (31. III, 309.)

Es ist eben dieselbe Zärtlichkeit des Geistes, welche die Schönheit einer Sache fühlt, und welche die Mängel derselben empfindet. Tadeln und loben, was zu tadeln und zu loben ist, muß also gleich rühmlich sein. Man thue nur beides mit Geschmack. (31. III, 310.)

Ich habe oft Kenner Meisterstücke der Bildhauerkunst und Malerei betrachten sehen. Ihr Urtheil fing mit einer stillen Bewunderung an, und endlich glaubten sie es nicht besser beweisen zu können, daß sie alle Vollkommenheiten des Gegenstandes empfänden, als wenn sie dasjenige anzeigten, was dabei weniger zu bewundern sei. Ihr Aber war schmeichelhafter als alle Ausrufungen des Pöbels, der sich von dem Erstaunen hinreißen ließ. (31. III, 310.)

Genaue Beurtheilung muß mit der lautersten Unparteilichkeit verbunden sein. (42. IV, 109.)

So lange der Virtuose Anschläge faßt, Ideen sammelt, wählt, ordnet, in Plane vertheilt, so lange genießt er. Aber sobald er einen Schritt weiter geht und Hand anlegt, seine Schöpfung auch außer sich darzustellen, sogleich fangen die Schmerzen der Geburt an. — —
(55. V, 357.)

Die wahren Kenner der Dichtkunst sind zu allen Zeiten, in allen Ländern eben so rar als die wahren Dichter selbst gewesen. (68. VI, 19.)

Die Güte eines Werks beruht nicht auf einzelnen Schönheiten; diese einzelnen Schönheiten müssen ein schönes Ganzes ausmachen, oder der Kenner kann sie nicht anders als mit einem zürnenden Mißvergnügen lesen. Nur wenn das Ganze untadelhaft befunden wird, muß der Kunstrichter von einer nachtheiligen Zergliederung abstehen, und das Werk so, wie der Philosoph die Welt, betrachten. Allein wenn das Ganze keine angenehme Wirkung macht, wenn ich offenbar sehe, der Künstler hat angefangen zu arbeiten, ohne selbst zu wissen, was er machen will, alsdann muß man so gutherzig nicht sein und einer schönen Hand wegen ein häßliches Gesicht, oder eines reizenden Fußes wegen einen Buckel übersehen. (72. VI, 39.)

Soll ich ungerecht gegen jemand sein, weil ihn ein Schmeichler auf unverschämte Weise lobt?

(84. VI, 224.)

Ich habe immer geglaubt, es sei die Pflicht des Kritikers, so oft er ein Werk zu beurtheilen vornimmt, sich nur auf dieses Werk allein einzuschränken, an keinen Verfasser dabei zu denken, sich unbekümmert zu lassen, ob der Verfasser noch andere Bücher, ob er noch schlechtere oder noch bessere geschrieben habe, uns nur aufrichtig zu sagen, was für einen Begriff man sich aus diesem gegenwärtigen allein mit Grund von ihm machen könne. (86. VI, 234.)

Der Kunstrichter muß nicht blos das Vermögen, er muß vornehmlich die Bestimmung der Kunst vor Augen haben. Nicht alles, was die Kunst vermag, soll sie vermögen. (226. XI, 131.)

Ein Kunstwerk kann allen Beifall verdienen, ohne daß sich zum Ruhme des Künstlers viel Besonderes sagen läßt. Wiederum kann ein Künstler mit Recht unsere Bewunderung verlangen, auch wenn sein Werk uns die völlige Genüge nicht thut. (94. VI, 494.)

Es ist kein geringes Lob, nur solche Fehler begangen zu haben, die ein jeder hätte vermeiden können. (94. VI, 540.)

Nicht jeder Liebhaber ist Kenner, nicht jeder, der die Schönheiten Eines Stücks, das richtige Spiel Eines Acteurs empfindet, kann darum auch den Werth aller andern schätzen. (96. VII, 2.)

Der wahre Geschmack ist der allgemeine, der sich über Schönheiten von jeder Art verbreitet, aber von keiner mehr Vergnügen und Entzücken erwartet, als sie nach ihrer Art gewähren kann. (96. VII, 3.)

Der wahre Kunstrichter folgert keine Regeln aus seinem Geschmack, sondern hat seinen Geschmack nach den Regeln gebildet, welche die Natur der Sache erfordert. (111. VII, 84.)

Der wahre Virtuose glaubt nicht einmal, daß wir seine Vollkommenheit einsehen und empfinden, wenn wir auch noch so viel Geschrei davon machen, ehe er nicht merkt, daß wir auch Augen und Gefühl für seine Schwäche haben. Er spottet bei sich über jede uneingeschränkte Bewunderung, und nur das Lob desjenigen kitzelt ihn,

von dem er weiß, daß er auch das Herz hat, ihn zu tadeln. (117. VII, 113.)

Ich weiß einem Künstler nur eine einzige Schmeichelei zu machen, und diese besteht darin, daß ich annehme, er sei von aller eiteln Empfindlichkeit entfernt, die Kunst gehe bei ihm über alles, er höre gern frei und laut über sich urtheilen, und wolle sich lieber auch dann und wann falsch, als seltener beurtheilt wissen.

(117. VII, 113.)

Ich bin überzeugt, daß das Auge des Künstlers größtentheils viel scharfsichtiger ist als das scharfsichtigste seiner Betrachter. Unter zwanzig Einwürfen, die ihm diese machen, wird er sich von neunzehn erinnern, sie während der Arbeit sich selbst gemacht und sie auch schon sich selbst beantwortet zu haben.

Gleichwol wird er nicht ungehalten sein, sie auch von andern machen zu hören; denn er hat es gern, daß man über sein Werk urtheilt; — und auch das schalste, linkste, hämischste Urtheil ist ihm lieber als kalte Bewunderung. (137. VII, 330.)

Man verwechselt zwei Dinge, wenn man dem einen Eigenschaften beilegt, die nur dem andern zukommen.

(160. VIII, 43.)

Ein Künstler macht nicht alle aus, und wenn die Künstler selbst uneinig sind, muß es dem Gelehrten freistehen, sich auf die Seite des einen oder andern zu stellen, ohne zu fürchten, daß man ihn für unwissend oder gar unsinnig schelten werde. (166. VIII, 85.)

Ein richtiger und feiner Geschmack ist nicht immer ein allgemeiner und großer. Auch ist ein Mann von Geschmack noch lange kein Kunstrichter. (175. VIII, 184.)

Man hintergeht, oder ward selbst hintergangen, wenn man die Regeln sich als Gesetze denkt, die unumgänglich befolgt sein wollen; da sie weiter nichts als guter Rath sind, den man ja wohl anhören kann. Wer leugnet, daß auch ohne sie das Genie gut arbeitet? aber ob es mit ihnen nicht besser gearbeitet hätte? Es schöpfe immer nur aus sich selbst, aber es wisse doch wenigstens, was es schöpft. Das Studium des menschlichen Gerippes macht freilich nicht den Maler; aber die Versäumung desselben wird sich an dem Coloristen schon rächen. (202. X, 2.)

Man stößt sich nicht an einige unförmliche Posten, welche der Bildhauer in einem unvollendeten Werke, von dem ihn der Tod abgerufen, müssen stehen lassen. Man schätzt ihn nach dem, was der Vollendung darin am nächsten kommt. (203. X, 7.)

Die gute Logik ist immer die nämliche, man mag sie anwenden, worauf man will. (206. X, 175.)

Wahrlich man hat Unrecht, wenn man Offenherzigkeit und Wahrheit mit Wärme gesagt, als Satyre verschreit. (211. X, 211.)

Der Recensent braucht nicht besser machen zu können, was er tadelt. Tadeln heißt überhaupt sein Mißfallen zu erkennen geben. Man kann sich bei diesem Mißfallen

entweder auf die bloße Empfindung berufen, oder seine Empfindung mit Gründen unterstützen. Jenes thut der Mann von Geschmack, dieses der Kunstrichter.

(243. XI, 751.)

Der Kunstrichter empfindet nicht blos, daß ihm etwas nicht gefällt, sondern er fügt auch noch sein „Denn" hinzu. Und dieses „denn" sollte ihn zum Bessermachen verbinden? Freilich, wenn dieses „denn" ein gutes gründliches Denn ist, so wird er leicht daraus herleiten können, wie das, was ihm mißfällt, eigentlich sein müßte, wenn es ihm nicht mißfallen sollte. Aber dieses kann den Kunstrichter höchstens verleiten, einen Fingerzeig auf die Schönheit zu geben, welche anstatt des getadelten Fehlers da sein könnte und sollte. (243. XI, 751.)

Wenn der Kunstrichter durch Tadeln beleidigt, so beleidigt er durch Bessermachen doppelt. (243, XI, 753.)

Eine Decision des Geschmacks ist kein historischer Beweisgrund, und es bleibt immer eine sehr mißliche Sache, Facta durch Geschmack entscheiden wollen, wenn er auch noch so sicher wäre. Denn wenn Andere diesen Geschmack nun nicht haben? (199. X, 354.)

Der Geschmack kann zwar in kritischen Untersuchungen nichts entscheiden, aber der Mißgeschmack selbst den gelehrtesten Mann gewaltig irre führen. (200. X, 363.)

Gegen Ueberhebung und Ungebühr.

Hängt denn die Wahrheit von dem Munde desjenigen ab, der sie vorträgt? (2. I, 225.)

Kann ein Schriftsteller unter erborgtem Namen keine Wahrheit sagen? Oder kann man Niemanden widerlegen, wenn man nicht Persönlichkeiten in die Widerlegung mischt? (11. III, 147.)

Die genaueste Erklärung des Witzes muß einem, der keinen hat, eben so unbegreiflich sein, als einem Blinden die hinlänglichste Erklärung der Farben ist. (16. III, 196.)

Welche mit den Alten am meisten zu prahlen pflegen, kennen sie am wenigsten. Es gibt Männer, welche auf allen Seiten den Horaz anführen, und in dem ganzen Werke ist nicht Eine Horazische Schönheit. (16. III, 216.)

Wenn ein kühner Geist, voller Vertrauen auf eigene Stärke, in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang dringt, so sind hundert nachahmende

Geister hinter ihm her, die sich durch diese Oeffnung mit einstehlen wollen. Doch umsonst. Mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor gesprengt, schlägt er es hinter sich zu. Sein erstaunt Gefolge sieht sich ausgeschlossen, und plötzlich verwandelt sich die Ewigkeit, die es sich träumen ließ, in ein spöttisches Gelächter.

(33. III, 324.)

Wohin verfällt man nicht, wenn man sich, in den Tag hinein, ohne Ueberlegung vertheidigen will!

(36. III, 416.)

Niemand ist schwerer zu belehren, als ein alter, hochmüthiger Ignorant. (36. III, 433.)

Verleumder sind über das Schämen hinaus.

(36. III, 445.)

Die Gabe, sich widersprechen zu lassen, ist eine Gabe, die unter den Gelehrten nur die Todten haben. — Ich will damit nur sagen, daß es sehr gut sein würde, wenn auch noch lebende Gelehrte, immer im Voraus, ein wenig todt zu sein lernen wollten. Endlich müssen sie doch eine Nachwelt zurücklassen, die alles Zufällige von ihrem Ruhme absondert, und die keine Ehrerbietigkeit zurückhalten wird, über ihre Fehler zu lachen. (38. IV, 6.)

Traditur, dicitur. Zwei schöne Wörter, welchen schon mancher ehrliche Mann den Verlust seines guten Namens zu danken hat. (38. IV, 9.)

Der Unschuld zum Nutzen kann man schon den Mund ein wenig weiter aufthun. (38, IV, 13.)

Nimmt man denn Gründe an, wenn man verdrehen will? (39. IV, 66.)

Wo das Meiste glänzt, da ward auch Horaz durch wenige Flecken nicht beleidigt. Wollen wir ekler sein als Horaz? (43. IV, 169.)

In den Werken des Witzes ist nichts ekelhafter als das Mittelmäßige. (35[a]. IV, 475.)

Schönheiten, die für das Herz bestimmt sind, sind dem, welchem es nicht an der rechten Stelle liegt, freilich unbegreiflich; sie hören aber deswegen nicht auf, Schönheiten zu sein. (35[b]. IV, 477.)

Man kann ein guter Dialektiker sein, ohne ein Mann von Geschmack zu sein. (58. V, 401.)

Laßt uns lieber den wilden Bart tragen, ehe wir zugeben, daß die Lehrlinge der Barbierstuben an uns lernen. (65. VI, 10.)

Man prahlt oft mit dem, was man gar nicht hat, damit man es wenigstens zu haben scheine. (70. VI, 25.)

Es gehört wirklich eine rare Stirn dazu, in einer fremden Sprache, die man nicht vollkommen versteht, Verse zu machen. In einer todten mag es noch hin-

gehen, denn eine todte versteht Niemand vollkommen mehr; aber in einer lebendigen, wo mich ein jeder, dessen Muttersprache es ist, auslachen kann, — das ist mir zu unbegreiflich. (75. VI, 84.)

Nichts macht eine Wissenschaft bei dem Pöbel lächerlicher, als wenn ein Stümper Dinge von ihr rühmt, die sie nie zu leisten unternommen hat und auf keine Weise leisten kann. (76. VI, 100.)

Es ist um ein aufgeschnapptes Kunstwort eine schöne Sache! Und noch eine schönere um die edle Dreistigkeit, ein solches Kunstwort auf gut Glück zu brauchen! — (76. VI, 102.)

Unsere schönen Geister sind selten Gelehrte und unsere Gelehrten selten schöne Geister. Jene wollen gar nicht lesen, gar nicht nachschlagen, gar nicht sammeln, kurz gar nicht arbeiten, und diese wollen nichts, als das. Jenen mangelt es an Stoff und diesen an der Geschicklichkeit, ihrem Stoffe eine Gestalt zu ertheilen. (79. VI, 145.)

Wann werden die schlechten Scribenten einmal aufhören zu glauben, daß nothwendig persönliche Feindschaft zum Grunde liegen müsse, wenn sie einer von ihren betrogenen Lesern vor den Richterstuhl der Kritik fordert? „Hat nicht Herr G. seine kleine Sprachlehre den sämmtlichen berühmten Schullehrern in Deutschland zugeschrieben?“ Es ist wahr und der Augenschein zeigt es, daß solches mit viel Höflichkeit, mit vielen Lobsprüchen und in dem besten Vertrauen zu ihnen geschehen ist. „War nun das etwa ein zureichender Grund, denjenigen so grämisch anzuschnarchen, der ihm zugleich mit

andern eine solche Ehre erwiesen?" „Welcher Wohlgesittete kann das begreifen?" — Derjenige Wohlgesittete, würde ich darauf antworten, bei dem die Höflichkeit nicht Alles in Allem ist, der die Wahrheit für keine Schmeichelei verleugnet, und überzeugt ist, daß die nachdrückliche Warnung vor einem schlechten Buche ein Dienst ist, den man dem gemeinen Wesen leistet, und der daher einem ehrlichen Manne weit besser ansteht, als die knechtische Geschicklichkeit, Lob für Lob einzuhandeln.

(81. VI, 181.)

Ein seichter Kopf ist nirgends erträglich.

(81. VI, 180.)

Wenn ein großer Mann eine Sophisterei begeht, und ich sage, daß er eine begangen hat, so habe ich das Kind bei seinem Namen genannt. Ein Anderes wäre es, wenn ich ihn deswegen einen Sophisten nennte. Man kann sich einer Sophisterei schuldig machen, ohne ein Sophist zu sein; so wie man eine Unwahrheit kann gesagt haben, ohne darum ein Lügner zu sein; so wie man sich betrinken kann, ohne darum ein Trunkenbold zu sein. (87. VI, 237.)

Ein großer und verehrungswürdiger Mann! Nun ja; und er soll es auch bleiben. Aber was verbindet mich denn von einem großen und verehrungswürdigen Manne in dem Tone eines kriechenden Clienten zu sprechen? Und ist das der Ton, der einem großen und verehrungswürdigen Manne gefällt? Ein solcher Mann sieht auf die Wahrheit und nicht auf die Art, wie sie gesagt wird; und hat er sich wo geirrt, so ist es ihm unendlich lieber, wenn man ohne Umstände sagt: Das und das dünkt mich eine Sophisterei, als wenn man —

ihn um gnädige Verzeihung bittet, daß man es auch einmal so gemacht hat, wie er es macht, daß man auch einmal seinen eigenen Verstand gebraucht hat.

(87. VI, 237.)

Verschweigt man das, wozu man uns nicht kommen läßt? (88. VI, 251.)

Muß Klopstock deswegen, weil ich ihn für ein großes Genie erkenne, überall bei mir Recht haben? Mit nichten. Gerade vielmehr das Gegentheil: weil ich ihn für ein großes Genie erkenne, bin ich gegen ihn auf meiner Hut. Ich weiß, daß ein feuriges Pferd auf eben dem Steige sammt seinem Reiter den Hals brechen kann, über welchen der bedächtliche Esel, ohne zu straucheln, geht. (89. VI, 258.)

Ja freilich; wenn es erlaubt ist, allen Worten ein anderes Verständniß zu geben, als sie in der üblichen Sprache haben, so kann man leicht etwas Neues vorbringen. Nur muß man mir auch erlauben, dieses Neue nicht immer für wahr zu halten. (89. VI, 259.)

Schreibt man denn nur darum, um immer Recht zu haben? Ich meine mich um die Wahrheit eben so verdient gemacht zu haben, wenn ich sie verfehle, mein Fehler aber die Ursache ist, daß sie ein Anderer entdeckt, als wenn ich sie selber entdecke. (286. XII, 174.)

Blos aus allgemeinen Begriffen über die Kunst vernünfteln, kann zu Grillen verführen, die man über

lang oder kurz zu seiner Beschämung in den Werken der Kunst widerlegt findet. (94. VI, 525.)

Freilich gibt es immer und überall Leute, die, weil sie sich selbst am besten kennen, bei jedem guten Unternehmen nichts als Nebenabsichten erblicken. Man könnte ihnen diese Beruhigung ihrer selbst gern gönnen; aber wenn die vermeinten Nebenabsichten sie wider die Sache selbst aufbringen; wenn ihr hämischer Neid, um jene zu vereiteln, auch diese scheitern zu lassen, bemüht ist: so müssen sie wissen, daß sie die verachtungswürdigsten Glieder der menschlichen Gesellschaft sind. — Glücklich der Ort, wo diese Elenden den Ton nicht angeben; wo die größere Anzahl wohlgesinnter Bürger sie in den Schranken der Ehrerbietung hält, und nicht verstattet, daß das Bessere des Ganzen ein Raub ihrer Kabalen, und patriotische Absichten ein Vorwurf ihres spöttischen Aberwitzes werden. (96. VII, 1.)

Man hat keinen Geschmack, wenn man nur einen einseitigen Geschmack hat; aber oft ist man desto partheiischer. (96. VII, 2.)

Es ist gut, wenn das Mittelmäßige für nichts mehr ausgegeben wird, als es ist. (96. VII, 3.)

Es ist einem jeden vergönnt, seinen eigenen Geschmack zu haben; und es ist rühmlich, sich von seinem eigenen Geschmacke Rechenschaft zu geben suchen. Aber den Gründen, durch die man ihn rechtfertigen will, eine Allgemeinheit ertheilen, die, wenn es seine Richtigkeit damit hätte, ihn zu dem einzigen wahren Geschmacke

machen müßte, heißt aus den Grenzen des forschenden Liebhabers herausgehen und sich zu einem eigensinnigen Gesetzgeber aufwerfen. (111. VII, 84.)

Lügen! Verdienen solche Kleinigkeiten wohl so harte Worte? — Kleinigkeiten? Was Dem wichtig genug war, darum zu lügen, soll das dem Andern nicht wichtig genug sein, ihm zu sagen, daß er gelogen hat? — (129. VII, 197.)

Ein Anderes ist es, sich mit den Regeln abfinden, ein Anderes, sie wirklich beobachten. (131. VII, 207.)

Wir haben jetzt ein Geschlecht von Kritikern, deren beste Kritik darin besteht, — alle Kritik verdächtig zu machen. „Genie! Genie!" schreien sie. „Das Genie setzt sich über alle Regeln hinweg! Was das Genie macht, ist Regel!" So schmeicheln sie dem Genie: ich glaube, damit wir sie auch für Genies halten sollen. Doch sie verrathen zu sehr, daß sie nicht einen Funken davon in sich spüren, wenn sie in einem und demselben Athem hinzusetzen: „die Regeln unterdrücken das Genie!" — Als ob sich das Genie durch etwas in der Welt unterdrücken ließe! Und noch dazu durch etwas, das, wie sie selbst gestehen, aus ihm hergeleitet ist. Behaupten, daß Regeln und Kritik das Genie unterdrücken können, heißt mit anderen Worten behaupten, daß Beispiele und Uebung eben dies vermögen. (147. VII, 427.)

Schlaue Köpfe! Wenn ihnen Beispiele zu beurtheilen vorkommen, so wünschen sie lieber Regeln; und wenn sie Regeln beurtheilen sollen, so möchten sie lieber Bei-

spiele haben. Anstatt von einer Kritik zu beweisen, daß sie falsch ist, beweisen sie, daß sie zu strenge ist; und glauben verthan zu haben! Anstatt ein Raisonnement zu widerlegen, merken sie an, daß Erfinden schwerer ist, als Raisonniren und glauben widerlegt zu haben.

Wer richtig raisonnirt, erfindet auch: und wer erfinden will, muß raisonniren können. Nur die glauben, daß sich das Eine von dem Andern trennen lasse, die zu keinem von Beiden aufgelegt sind. (147. VII, 429.)

Man muß auch einen Kobold nicht zum Lügner machen wollen, wenn er es gerade einmal nicht ist. (151. VII, 456.)

Die Bescheidenheit richtet sich genau nach dem Verdienste, das sie vor sich hat; sie gibt jedem, was jedem gebührt. Aber die schlaue Höflichkeit gibt Allen Alles, um von Allen Alles wieder zu erhalten. (152. VIII, 2.)

Die Alten kannten das Ding nicht, was wir Höflichkeit nennen. Ihre Urbanität war von ihr eben so weit, als von der Grobheit entfernt.

Der Neidische, der Hämische, der Rangsüchtige, der Verhetzer ist der wahre Grobe; er mag sich noch so höflich ausdrücken.

Doch es sei, daß jene gothische Höflichkeit eine unentbehrliche Tugend des heutigen Umganges ist. Soll sie darum unsere Schriften eben so schaal und falsch machen, als unsern Umgang? (152. VIII, 2.)

Gewisse Recensenten haben ihre eigene Sprache. Unverzeihlich heißt bei ihnen Alles, worüber sie sich nicht enthalten können, die Zähne zu fletschen.

(153. VIII, 3.)

Es steht in keines Menschen Macht, von einer Sache, die er nicht versteht, anders als schielend zu sprechen. (159. VIII, 36.)

Es ist ein seltsamer Kunstgriff mehrerer Gelehrten, über die bekannteste Sache gerade den unbekanntesten Schriftsteller anzuführen, damit sie ihre Nachrichten ja aus recht besonderen Quellen zu haben scheinen.

(161. VIII, 46.)

Welcher Compilator hat nicht auf der andern Seite schon vergessen, was er auf der ersten geschrieben?

(162. VIII, 51.)

Was sagen Sie zu einem solchen Quellenbraucher, der aus der ersten, besten Pfütze schöpft, ohne sich zu bekümmern, was für Unreinigkeiten auf dem Grunde liegen? (163. VIII, 57.)

O, des glücklichen Gelehrten, der so zahm und fromm Alles auf Treu und Glauben nachschreibt und sich alle pedantischen Discussionen erspart! Was schadet es ihm, wenn man auch manchmal über ihn lächeln muß! (165. VIII, 81.)

Ein eitler Mann ist zwar höflich, aber nie bescheiden.

Schlimm genug, daß Höflichkeit so leicht für Bescheidenheit gehalten wird! Aber noch schlimmer, wenn

die kleinste Freimüthigkeit Unwillen und Zorn heißen soll! (175. VIII, 182.)

Mich dünkt, die wahre Bescheidenheit eines Gelehrten bestehe darin, daß er genau die Schranken seiner Kenntnisse und seines Geistes kennt, innerhalb welcher er sich zu halten hat; daß er für jeden Schriftsteller soviel Achtung hegt, ihm nicht eher zu widersprechen, als bis er ihn verstanden; daß er nicht verlangt, der mißverstandene Schriftsteller solle es bei seinem Widerspruche bewenden lassen; daß er ihn keiner Empfindlichkeit beschuldigt, wenn er es nicht dabei bewenden läßt; daß er in den Streitigkeiten, die er sich selbst zuzieht, rund zu Werke geht, nicht tergiversirt, nicht in einem sauersüßen Tone, mit einer schnöden Miene, statt aller Antwort vorwendet: „das Publikum interessire dergleichen nicht, er sehe nicht ein, was für Nutzen Künste und Wissenschaften davon haben könnten!" (175. VIII, 182.)

Ein empfindlicher Artikel ist noch lange kein ehrenrühriger. (177. VIII, 198.)

Abscheulicher Recensent, wer verlangt das von dir zu wissen? Sage uns, ob das Buch schlecht oder gut ist, und von dem Uebrigen schweig! Auch wenn Alles wahr ist, schweig; denn die Gerechtigkeit hat dir es nicht aufgetragen, solche Brandmale auf die Stirn des Unglücklichen zu drücken. (178. VIII, 203.)

Der ungenannte Kunstrichter will nichts als eine Stimme aus dem Publikum sein, und so lange er ungenannt bleibt, läßt ihn das Publikum dafür gelten.

Aber der Kunstrichter, der sich nennt, will nicht eine Stimme des Publikums sein, sondern will das Publikum stimmen. Seine Urtheile sollen nicht blos durch sich so viel Glück machen, als sie machen können, sie sollen es zugleich mit durch seinen Namen machen; denn wozu sonst dieser Name? Daher aber auch von unserer Seite das Verlangen, diesen Namen bewährt zu wissen! Daher die Frage, ob es verdienter Name, ob es verdienter Name in diesem Bezirke ist! Jeder andere Name ist noch mehr Betrug, als Bestechung. (178. VIII, 204.)

Unverdiente Lobsprüche kann man Jedem gönnen, und wer sich deren selbst ertheilt, ist damit bestraft genug, daß er sie schwerlich von Andern erwarten dürfen. Nur wenn ein so precario, so dolose berühmt gewordener Mann sich mit dem stillen Besitze seiner erschlichenen Ehre nicht begnügen will; wenn der Irrwisch, den man zum Meteor aufsteigen lassen, nunmehr auch lieber sengen und brennen möchte, wenigstens überall um sich her giftige Dämpfe verbreitet: wer kann sich des Unwillens enthalten? und welcher Gelehrte, dessen Umstände es erlauben, ist nicht verbunden, seinen Unwillen öffentlich zu bezeigen? (178. VIII, 204.)

Jeder Tadel, jeder Spott, den der Kunstrichter mit dem kritisirten Buche in der Hand gut machen kann, ist dem Kunstrichter erlaubt. Auch kann ihm Niemand vorschreiben, wie sanft oder wie hart, wie lieblich oder wie bitter er die Ausdrücke eines solchen Tadels oder Spottes wählen soll. Er muß wissen, welche Wirkung er damit hervorbringen will, und es ist nothwendig, daß er seine Worte nach dieser Wirkung abwägt.

Aber sobald der Kunstrichter verräth, daß er von seinem Autor mehr weiß, als ihm die Schriften desselben sagen können; sobald er sich aus dieser näheren Kenntniß des geringsten nachtheiligen Zuges wider ihn bedient, sogleich wird sein Tadel persönliche Beleidigung. Er hört auf Kunstrichter zu sein, und wird — das verächtlichste, was ein vernünftiges Geschöpf werden kann — Klätscher, Anschwärzer, Pasquillant.

(179. VIII, 206.)

Die Höflichkeit ist eine so artige Sache — Gewiß! denn sie ist eine so kleine!

Aber so artig, wie man will: die Höflichkeit ist keine Pflicht; und nicht höflich sein, ist noch lange nicht grob sein. Hingegen, zum Besten der Mehrern, freimüthig sein, ist Pflicht; sogar es mit Gefahr sein, darüber für ungesittet und bösartig gehalten zu werden, ist Pflicht. (179. VIII, 208.)

Wenn ich Kunstrichter wäre, wenn ich mir getraute, das Kunstrichterschild aushängen zu können, so würde meine Tonleiter diese sein: Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifeln bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler, und so bitter als möglich gegen den Kabalenmacher. (179. VIII, 208.)

Der Kunstrichter, der gegen alle nur einen Ton hat, hätte besser gar keinen. Und besonders der, der gegen alle nur höflich ist, ist im Grunde gegen die er höflich sein könnte, grob. (179. VIII, 208)

Die Menschen würden noch über nichts in der Welt einig sein, wenn sie noch über nichts in der Welt gezankt hätten.

„Gezankt"; denn so nennt die Artigkeit alles Streiten: und Zanken ist etwas so Unmanierliches geworden, daß man sich weit weniger schämen darf, zu hassen und zu verleumden, als zu zanken.

Bestände indeß der größere Theil des Publikums, das von keinen Streitschriften wissen will, etwa aus Schriftstellern selbst: so dürfte es wohl nicht die bloße Politesse sein, die den polemischen Ton nicht dulden will. Er ist der Eigenliebe und dem Selbstdünkel so unbehaglich! Er ist den erschlichenen Namen so gefährlich!

Aber die Wahrheit, sagt man, gewinnt dabei so selten. — So selten? Es sei, daß noch durch keinen Streit die Wahrheit ausgemacht worden, so hat dennoch die Wahrheit bei jedem Streite gewonnen. Der Streit hat den Geist der Prüfung genährt, hat Vorurtheil und Ansehen in einer beständigen Erschütterung erhalten; kurz, hat die geschminkte Unwahrheit verhindert, sich an der Stelle der Wahrheit festzusetzen.

Auch kann ich nicht der Meinung sein, daß wenigstens das Streiten nur für die wichtigern Wahrheiten gehört. Die Wichtigkeit ist ein relativer Begriff, und was in Einem Betracht sehr unwichtig ist, kann in einem andern sehr wichtig werden. Als Beschaffenheit unserer Erkenntniß, ist dazu Eine Wahrheit so wichtig als die andere; und wer in dem allergeringsten Dinge für Wahrheit und Unwahrheit gleichgültig ist, wird mich nimmermehr überreden, daß er die Wahrheit blos der Wahrheit wegen liebt. (180. VIII, 211.)

Ein anderes ist der Alterthumskrämer, ein anderes der Alterthumskundige. Jener hat die Scherben, dieser den Geist des Alterthums geerbt. Jener denkt nur kaum mit seinen Augen, dieser sieht auch mit seinen Gedanken. Ehe jener noch sagt: so war das! weiß dieser schon, ob es so sein können. (180. VIII, 243.)

Was für schöne Seelen, die jeden, mit dem sie, in einer Entfernung von hundert Meilen, ein paar Complimente gewechselt, stracks für ihren Freund erklären! Schade nur, daß man eben so leicht ihr Feind werden kann! (180. VIII, 255.)

Gewisse Dinge verdienten freilich nie gesagt zu werden, und doch müssen sie wenigstens Einmal gesagt werden. (230. XI, 405.)

Als ob der nur immer Recht hätte, der das letzte Wort behält. (181. VIII, 352.)

Es ist unglaublich, was gewisse Leute für eine Gabe haben, aus Nichts die allerentferntesten Dinge zu schließen, indem sie über das, was ihnen klar vor den Augen liegt, hinwegsehen. (181. VIII, 394.)

Wie? weil gewisse Leute gewisse Worte, zufolge eines gewissen stillen Vorbehalts, so und so verstehen können: so muß jeder, der diese Worte braucht, sie eben so verstanden haben? Ich sollte meinen, von dem man dieses versichern will, von dem müßte man vorher er-

wiesen haben, daß ihm ein solcher stiller Vorbehalt bekannt und geläufig gewesen. (181. VIII, 417.)

Tausenden für einen ist das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle, wo sie des Nachdenkens müde geworden. (260. XII, 281.)

Das Publikum wächst täglich an Einsicht und Geschmack; aber viele Verfasser bleiben zurück, und wehe dem, der es auch nicht einmal fühlt, daß er zurückgeblieben und eitel genug ist, noch immer auf den Beifall zu rechnen, den er vor zwanzig Jahren erhalten zu haben vermeint. (182. VIII, 424.)

Es ist zu verwundern, wie sehr sich auch die gelehrtesten Leute verblenden können, sobald sie aus ihren eigenen Beispielen etwas abstrahiren wollen. (183. VIII, 451.)

Man ist nicht zu fein, sondern zu stumpf geworden, wenn man an einer Gattung intellectueller Schönheit deswegen kein Vergnügen findet, weil sie nicht gerade die vornehmste und interessanteste ist. (186. VIII, 514.)

Von allen Arten des Geschmacks ist der einseitige der schlechteste. (186. VIII, 514.)

Es ist nicht jedem Auge gegeben, die Hülle zu durchschauen, in welche der Dichter eine Wahrheit zu kleiden für gut findet. (186. VIII, 519.)

Wie wenig man sieht, wenn man nur das sieht, was man sehen will! wenn man für nichts Augen hat, als für seinen Kram! (189. IX, 8.)

Man muß auch in der gelehrten Welt hübsch leben und leben lassen. Was uns nicht dient, dient einem Andern. Was wir weder für wichtig noch für anmuthig halten, hält ein Anderer dafür. Vieles für klein und unerheblich erklären, heißt öfter die Schwäche seines Gesichts bekennen, als den Werth der Dinge schätzen. Ja nicht selten geschieht es, daß der Gelehrte, der unartig genug ist, einen andern einen Mikrologen zu nennen, selbst der erbärmlichste Mikrologe ist; aber freilich, nur in seinem Fache. (193. IX, 228.)

Es ist unstreitig besser, eine unphilosophische Sache sehr philosophisch vertheidigen, als unphilosophisch verwerfen und reformiren zu wollen. (261. XII, 417.)

Ein philosophischer Kopf ist noch lange nicht ein Philosoph. Ein philosophischer Kopf gehört zu einem Philosophen, so wie Muth zu einem Soldaten. Nur gehört beides nicht allein dazu. Es gehört noch weit mehr als Muth zum Soldaten und noch weit mehr als natürlicher Scharfsinn zum Philosophen.

(232. XI, 462.)

Ein anderes ist auf etwas antworten, ein anderes etwas beantworten. (217. X, 48.)

Welcher Thor wühlt neugierig in dem Grunde seines Hauses, blos um sich von der Güte des Grundes seines Hauses zu überzeugen? Setzen mußte sich das Haus

freilich erst an diesem und jenem Orte. Aber daß der Grund gut ist, weiß ich nunmehr, da das Haus so lange Zeit steht, überzeugender, als die es wissen konnten, die ihn legen sahen. (217. X, 56.)

Ist das kein Lügner, der seine Vermuthungen für Facta ausgibt? (217. X, 73.)

Wozu hilft das Salz, wenn man nicht damit salzen soll? (217. X, 77.)

Heißt denn nicht vorsätzlich lügen, vorsätzlich etwas für Wahrheit ausgeben, wovon wir gar wohl wissen, daß es nicht Wahrheit ist? (217. X, 86.)

Nach dem Lügner hat kein Mensch unter der Sonne ein gutes Gedächtniß nöthiger, als der elende Ausleger. (217. X, 95.)

Es ist bis jetzt in der Welt noch unendlich mehr übersehen, als gesehen worden. Nur Leute, bei denen Alles so bleiben soll, wie sie es von ihrem Professor gehört haben, können sich das nicht einbilden. (217. X, 100.)

Wenn der Mensch bei dem, was er deutlich für Mißhandlung der Vernunft erkennt, nicht warm und theilnehmend werden darf, wann und wo darf er es denn? (217. X, 121.)

Wenn ich sage, alles Quecksilber verraucht über dem Feuer, muß ich demjenigen zu gefallen, dem die Allge-

meinheit meiner Behauptung nicht ansteht, alles Quecksilber aus der ganzen Natur zusammenbringen und es vor seinen Augen verrauchen lassen? Ich dächte, bis ich das im Stande bin, spräche ich blos zu ihm: „Guter Freund, alles Quecksilber, das ich noch über Feuer brachte, das verrauchte wirklich. Kennst du welches, das nicht verraucht, so bring es, damit ich es auch kennen lerne, und du sollst Dank haben." (219. X, 134.)

Man muß nicht thun, als ob der, welcher gewisse Beweise einer Sache bezweifelt, die Sache selbst bezweifle. Der geringste Fingerzeig dahin ausgestreckt, ist Meuchelmord. (219. X, 135.)

Wo ist der Schriftsteller, dem ich nicht ein Sophisma, dem ich nicht eine Gotteslästerung anflicken will, sobald ich ihm, statt seiner Worte, andere unterschieben darf? (219. X, 149.)

O ihr Thoren! die ihr den Sturmwind gern aus der Natur verbannen möchtet, weil er dort ein Schiff in die Sandbank vergräbt und hier ein anderes am felsigten Ufer zerschmettert! — O ihr Heuchler! Denn wir kennen euch. Nicht um diese unglücklichen Schiffe ist es euch zu thun, ihr hättet sie denn versichert; euch ist lediglich um euer eignes Gärtchen zu thun; um eure eigne kleine Bequemlichkeit, kleine Ergötzung. Der böse Sturmwind! Da hat er euch ein Lusthäuschen abgedeckt; da die vollen Bäume zu sehr geschüttelt; da eure ganze kostbare Orangerie in sieben irdenen Töpfen umgeworfen. Was geht es euch an, wie viel Gutes der Sturmwind sonst in der Natur befördert? Könnte er es nicht auch befördern, ohne eurem Gärtchen zu schaden? Warum

bläset er nicht bei eurem Zaune vorbei? oder nimmt die Backen wenigstens weniger voll, sobald er an euren Grenzsteinen anlangt? (207. X, 182.)

Ist kein gewissenhafter, nachdenkender Mann ohne Latein möglich? Gibt es keinen Dummkopf, keinen Narren mit Latein? Ich will auf dem Einfalle des de Roxas nicht bestehen, daß das Latein erst den rechten Narren macht, aber den rechten Philosophen macht es doch auch nicht. (208. X, 186.)

„Verständigen und gesetzten Männern kann es vergönnt bleiben, bescheidene Einwürfe zu machen." Aber von wem soll die Entscheidung abhängen, wer ein verständiger und gesetzter Mann ist? Ist der blos ein verständiger Mann, der Verstand genug hat, die Verfolgung zu erwägen, die er sich durch seine Freimüthigkeit zuziehen würde? Ist der blos ein gesetzter Mann, der gern in dem bequemen Lehnstuhle, in den ihn sein Amt gesetzt hat, ruhig sitzen bliebe, und daher herzlich wünscht, daß auch Andere, wenn sie schon so weich nicht sitzen, dennoch eben so ruhig sitzen bleiben möchten? Sind nur das bescheidene Einwürfe, die sich bescheiden, der Sache nicht ans Leben zu kommen? (208. X, 189.)

Worte und Handlungen liegen nicht so weit auseinander, als man insgemein glaubt. Wer fähig ist, eine Schriftstelle wider besser Wissen und Gewissen zu verdrehen, ist zu allem Andern fähig: kann falsch Zeugniß ablegen, kann Schriften unterschieben, kann Thatsachen erdichten, kann zu Bestätigung derselben jedes Mittel für erlaubt halten. (209. X, 195.)

Welche elende Neugierde, die Neugierde nach einem Namen! nach ein Paar Buchstaben, die so oder so geordnet sind! Ich lasse es gelten, wenn wir zugleich mit dem Namen und durch den Namen erfahren, wie weit wir dem Zeugnisse eines Lichtscheus trauen können. Aber da, wo von Zeugnissen, von Dingen, die lediglich auf Zeugnissen beruhen, gar nicht die Rede ist; wo die Vernunft auf ihrem eigenen Wege nur Gründe prüfen soll: was soll da der Name dessen, der das bloße Organ dieser Gründe ist? (212. X, 219.)

Das Beste ist nicht immer gut, und ich kenne für tausend Zweifel die besten Antworten sehr wohl, ohne eine einzige gute darunter zu finden. (214. X, 229.)

Der Klugen sind zu wenig, als daß sie allen Geckereien, gleich bei ihrem Entstehen, widersprechen könnten. Genug, daß bei ihnen keine Verjährung stattfindet. Freilich wäre es besser, wenn man vor dem Publico ganz und gar keine Geckereien unternähme; denn gerade das Verächtlichste ist, daß sich Niemand die Mühe nimmt, sich ihnen entgegenzustellen, wodurch sie mit dem Laufe der Zeit das Ansehen einer sehr ernsthaften heiligen Sache gewinnen. Da heißt es denn über tausend Jahre: „Würde man denn so in die Welt haben schreiben dürfen, wenn es nicht wahr gewesen wäre? Man hat diesen glaubwürdigen Männern damals nicht widersprochen, und ihr wollt ihnen jetzt widersprechen?“ (220. X, 301.)

Wie doch ein elender Schriftsteller sich immer mit dem andern schützt! (236. XI, 534.)

Wo ist der unbekannte Schmierer, der nicht von einem noch unbekannteren Schmierer irgend einmal sollte angeführt worden sein? (239. XI, 548.)

Wie doch immer gewisse Gelehrte kaum die Hälfte ihres Satzes gut machen, und die andere Hälfte, so contreband sie auch immer sein mag, getrost mit einschleppen! Sie wissen wohl, daß die gelehrten Visitatores es so genau nicht nehmen. (239. XI, 548.)

Wäre es nicht gut, wenn man auch ein wenig auf den Geist des ganzen Buchs sähe, aus dem man einzelne Stellen anführt, und diese nach jenem vorher prüfte, ob sie das auch sagen könnten, was sie nach den ausgehobenen Worten freilich oft wahrscheinlich genug zu sagen scheinen? (240. XI, 570.)

Nachgebend ist man nur für seine Freunde, und mit wem wir nach der äußersten Strenge verfahren, der mag es sich selbst zuschreiben, daß er unter unsere Freunde nicht gehört. (240. XI, 587.)

Wenn einem Manne von Geschmack in einem Gedichte oder Gemälde etwas nicht gefällt: muß er erst hingehen, und selbst Dichter oder Maler werden, ehe er es herausfagen darf: Das gefällt mir nicht? Ich finde

meine Suppe versalzen: darf ich sie nicht eher versalzen nennen, als bis ich selbst kochen kann? (243. XI, 751.)

Es ist keinem ehrlichen Manne zu verdenken, wenn er keine große Belesenheit in den alten Fabeldichtern hat; er muß aber auch nur nicht thun, als ob er sie hätte. (199. X, 350.)

Die Meister.

Das Glück mag einen großen Geist aus einem Stande entspringen lassen, aus welchem es will, er wird sich allezeit hervordringen und zur Bewunderung der Welt werden. (8. III, 2.)

Ein großer Geist hat nun einmal das Recht, daß nichts aus seiner Feder kommen kann, als was mit dem Stempel des Besten bezeichnet ist. (20. III, 376.)

In der Welt der Erdichtungen wird ein Genie noch immer ein Land finden, das seinen Entdeckungen aufbehalten zu sein schien. (23. III, 385.)

Neuerungen machen, kann sowohl der Charakter eines großen Geistes, als eines kleinen sein. Jener verläßt das Alte, weil es unzulänglich oder gar falsch ist; dieser, weil es alt ist. Was bei jenem die Einsicht veranlaßt, veranlaßt bei diesem der Ekel. Das Genie will mehr thun, als sein Vorgänger; der Affe des Genies nur etwas anderes. (42. IV, 109.)

Das wahre poetische Genie ist sich überall ähnlich. Ein Sturm ist ihm ein Sturm; er mag in der großen oder kleinen Welt entstehen; es mag ihn dort das aufgehobene Gleichgewicht der Luft oder hier die gestörte Harmonie der Leidenschaften verursachen. Vermittelst einerlei scharfer Aufmerksamkeit, vermittelst einerlei feuriger Einbildungskraft wird der Dichter, der diesen Namen verdient, dort ein stilles Thal, und hier die ruhige Sanftmuth; dort eine nach Regen lechzende Saat, und hier die wartende Hoffnung; dort die auf reiner Wasserfläche jetzt sich spiegelnde, jetzt durch neidische Wolken verdunkelte Sonne, und hier die sympathetische Liebe und den mißgünstigen Haß; dort die Schatten der Mitternacht, und hier die zitternde Furcht; dort die schwindelnde Höhe über schreckliche Meerstrudel herhangender Felsen, und hier die blinde sich herabstürzende Verzweiflung, allemal gleich wahr und gleich glücklich schildern. (52. V, 69.)

Ich glaube, daß ein Genie seiner angebornen Sprache, sie mag sein, welche es will, eine Form ertheilen kann, welche er will. Für ein Genie sind die Sprachen alle von Einer Natur. (59. V, 415.)

Eine jede Wissenschaft, in ihrem engen Bezirke eingeschränkt, kann weder die Seele bessern, noch den Menschen vollkommener machen. Nur die Fertigkeit, sich bei einem jeden Vorfalle schnell bis zu allgemeinen Grundwahrheiten zu erheben, nur diese bildet den großen Geist, den wahren Helden in der Tugend, und den Erfinder in Wissenschaften und Künsten. (68. VI, 22.)

Was die Meister der Kunst zu beobachten für gut befinden, das sind Regeln. (74. VI, 49.)

Wie Manches würde in der Theorie unwidersprechlich scheinen, wenn es dem Genie nicht gelungen wäre, das Widerspiel durch die That zu erweisen.

(94. VI, 394.)

Vieles muß das Genie erst wirklich machen, wenn wir es für möglich erkennen sollen. (113. VII, 97.)

Das Genie können nur Begebenheiten beschäftigen, die in einander gegründet sind, nur Ketten von Ursachen und Wirkungen. Diese auf jene zurückzuführen, jene gegen diese abzuwägen, überall das Ungefähr auszuschließen, Alles, was geschieht, so geschehen zu lassen, daß es nicht anders geschehen können: Das, das ist seine Sache, wenn es in dem Felde der Geschichte arbeitet, um die unnützen Schätze des Gedächtnisses in Nahrungen des Geistes zu verwandeln. Der Witz hingegen, als der nicht auf das in einander Gegründete, sondern nur auf das Aehnliche oder Unähnliche geht, wenn er sich an Werke wagt, die dem Genie allein vorgespart bleiben sollten, hält sich bei Begebenheiten auf, die weiter nichts mit einander gemein haben, als daß sie zugleich geschehen. Diese mit einander zu verbinden, ihre Fäden so durch einander zu flechten und zu verwirren, daß wir jeden Augenblick den einen unter dem andern verlieren, aus einer Befremdung in die andere gestürzt werden: das kann er, der Witz; und nur das. Aus der beständigen Durchkreuzung solcher Fäden von ganz verschiedenen Farben entsteht denn eine Con-

textur, die in der Kunst eben das ist, was die Weberei Changeant nennt: ein Stoff, von dem man nicht sagen kann, ob er blau oder roth, grün oder gelb ist; der beides ist, der von dieser Seite so, von der andern anders erscheint; ein Spielwerk der Mode, ein Gaukelputz für Kinder. (121. VII, 134.)

Das Genie liebt Einfalt; der Witz Verwicklung. (121. VII, 135.)

Dem Genie ist es vergönnt, tausend Dinge nicht zu wissen, die jeder Schulknabe weiß; nicht der erworbene Vorrath seines Gedächtnisses, sondern das, was es aus sich selbst, aus seinem eigenen Gefühl, hervorzubringen vermag, macht seinen Reichthum aus; was es gehört oder gelesen, hat es entweder wieder vergessen, oder mag es weiter nicht wissen, als insofern es in seinen Kram taugt; es verstößt also, bald aus Sicherheit, bald aus Stolz, bald mit, bald ohne Vorsatz, so oft, so gröblich, daß wir andern guten Leute uns nicht genug darüber verwundern können; wir stehen und staunen und schlagen die Hände zusammen und rufen: „Aber, wie hat ein so großer Mann nicht wissen können! — wie ist es möglich, daß ihm nicht beifiel! — überlegte er denn nicht?“ — O, laßt uns ja schweigen; wir glauben ihn zu demüthigen, und wir machen uns in seinen Augen lächerlich; alles was wir besser wissen, als er, beweist blos, daß wir fleißiger zur Schule gegangen als er; und das hatten wir leider nöthig, wenn wir nicht vollkommene Dummköpfe bleiben wollten. (125. VII, 151.)

Was will man mit der Vermischung der Gattungen überhaupt? In den Lehrbüchern sondere man sie so ge-

nau von einander ab als möglich; aber wenn ein Genie, höherer Absichten wegen, mehrere derselben in einem und eben demselben Werke zusammenfließen läßt, so vergesse man das Lehrbuch und untersuche blos, ob es diese höheren Absichten erreicht hat. (132. VII, 219.)

Nicht jeder Kunstrichter ist Genie; aber jedes Genie ist ein geborner Kunstrichter. Es hat die Probe aller Regeln in sich. Es begreift und behält und befolgt nur die, die ihm seine Empfindung in Worten ausdrücken. (147. VII, 428.)

Selbstdenkenden Köpfen ist es nun einmal gegeben, daß sie das ganze Gefilde der Gelehrsamkeit übersehen, und jeden Pfad desselben zu finden wissen.

(212. X, 217.)

Vorbilder und Lieblinge.

Homer.

Schönheit insbesondere ist kein Vorwurf der Poesie, sondern der eigentliche der bildenden Künste. Homer hat die Helena nicht geschildert. Aber die alten Maler haben sich jeden seiner Fingerzeige auf die Schönheit zu Nutze gemacht. (226. XI, 127.)

So weit auch Homer sonst seine Helden über die menschliche Natur erhebt, so treu bleiben sie ihr doch stets, wenn es auf das Gefühl der Schmerzen und Beleidigungen, wenn es auf die Aeußerung dieses Gefühls — ankommt. Nach ihren Thaten sind es Geschöpfe höherer Art, nach ihren Empfindungen wahre Menschen. (94. VI, 377.)

Die alten Artisten nährten sich — mit dem Geiste Homer's; sie füllten ihre Einbildungskraft mit seinen erhabensten Zügen; das Feuer seines Enthusiasmus entflammte den ihrigen; sie sahen und empfanden wie er: und so wurden ihre Werke Abdrücke der Homerischen, nicht in dem Verhältnisse eines Porträts zu seinem Ori-

ginale, sondern in dem Verhältnisse eines Sohnes zu seinem Vater; ähnlich aber verschieden. Die Aehnlichkeit liegt öfters nur in einem einzigen Zuge; die übrigen alle haben unter sich nichts Gleiches, als daß sie mit dem ähnlichen Zuge, in dem einen sowohl als in dem andern harmoniren. Da übrigens die Homerischen Meisterstücke der Poesie älter waren, als irgend ein Meisterstück der Kunst; da Homer die Natur eher mit einem malerischen Auge betrachtet hatte, als ein Phidias und Apelles: so ist es nicht zu verwundern, daß die Artisten verschiedene ihnen besonders nützliche Bemerkungen, ehe sie Zeit hatten, sie in der Natur selbst zu machen, schon bei dem Homer gemacht fanden, wo sie dieselben begierig ergriffen, um durch den Homer die Natur nachzuahmen. (94: VI, 504.)

Ich vermuthe, die wahre Ursache, warum wir so wenig Zuverlässiges von der Person und den Lebensumständen Homer's wissen, ist die Vortrefflichkeit seiner Gedichte selbst. Wir stehen voller Erstaunen an dem breiten rauschenden Flusse, ohne an seine Quelle im Gebirge zu denken. Wir wollen es nicht wissen, wir finden unsere Rechnung dabei, es zu vergessen, daß Homer, der Schulmeister in Smyrna, Homer, der blinde Bettler, eben der Homer ist, welcher uns in seinen Werken so entzückt. Er bringt uns unter Götter und Helden; wir müßten in dieser Gesellschaft viel Langeweile haben, um uns nach dem Thürsteher so genau zu erkundigen, der uns hereingelassen. Die Täuschung muß sehr schwach sein, man muß wenig Natur, aber desto mehr Künstelei empfinden, wenn man so neugierig nach dem Künstler ist. (126. VII, 163.)

Sophokles.

Man gewinne einen alten Schriftsteller nur erst lieb, und die geringste Kleinigkeit, die ihn betrifft, die einige Beziehung auf ihn haben kann, hört auf uns gleichgültig zu sein. Seitdem ich es bedaure, die Dichtkunst des Aristoteles eher studirt zu haben, als die Muster, aus welchen er sie abstrahirte, werde ich bei dem Namen Sophokles, ich mag ihn finden, wo ich will, aufmerksamer, als bei meinem eigenen. Und wie vielfältig habe ich ihn mit Vorsatz gesucht!

(92. VI, 282.)

Sokrates.

Thörichte Sterbliche — so ermahnte Sokrates — kehret den Blick in euch selbst! In euch sind die unerforschten Tiefen, worin ihr euch mit Nutzen verlieren könnt. Hier untersucht die geheimsten Winkel. Hier lernet die Schwäche und Stärke, die verdeckten Gänge und den offenbaren Ausbruch eurer Leidenschaften! Hier richtet das Reich auf, wo ihr Unterthan und König seid! Hier begreifet und beherrschet das Einzige, was ihr begreifen und beherrschen sollt: euch selbst.

(223. XI, 23.)

Was vermag die Bosheit gegen einen Weisen? Kann sie ihn zwingen, seine Meinung zu ändern? Die Wahr-

heit zu verleugnen? Beweinenswürdiger Weise, wenn sie so stark wäre. Lächerliche Bosheit, die ihm, wenn sie es weit bringt, nichts als das Leben nehmen kann. Daß Sokrates ein Prediger der Wahrheit sei, sollten auch seine Feinde bezeugen, und wie hätten sie es anders bezeugen können, als daß sie ihn tödteten?

(223. XI, 24.)

Euripides.

Wo die Tadler des Euripides nichts als den Dichter zu sehen glauben, der sich aus Unvermögen, oder aus Gemächlichkeit, oder aus beiden Ursachen, seine Arbeit so leicht machte als möglich; wo sie die dramatische Kunst in ihrer Wiege zu finden vermeinen: da glaube ich diese in ihrer Vollkommenheit zu sehen, und bewundere in jenem den Meister, der im Grunde eben so regelmäßig ist, als sie ihn zu sein verlangen, und es nur dadurch weniger zu sein scheint, weil er seinen Stücken eine Schönheit mehr ertheilen wollen, von der sie keinen Begriff haben. (133. VII, 220.)

Den Menschen und uns selbst kennen; auf unsere Empfindungen aufmerksam sein; in allen die ebensten und kürzesten Wege der Natur ausforschen und lieben; jedes Ding nach seiner Absicht beurtheilen: das ist es, was wir in seinem Umgange lernen: das ist es, was Euripides von dem Sokrates lernte, und was ihn zu dem Ersten in seiner Kunst machte. Glücklich der

Dichter, der so einen Freund hat, — und ihn alle Tage, alle Stunden zu Rathe ziehen kann!

(133. VII, 222.)

Aristoteles.

Die Dichtkunst des Aristoteles, oder vielmehr das Fragment derselben, ist der Quell, aus welchem alle Horaze, alle Boileau's, alle Hedelin's, alle Bodmer's, bis sogar auf die Gottschede, ihre Fluren bewässert haben. (24. III, 399.)

Eines offenbaren Widerspruchs macht sich ein Aristoteles nicht leicht schuldig. Wo ich dergleichen bei so einem Manne zu finden glaube, setze ich das größere Mißtrauen lieber in meinen, als in seinen Verstand. Ich verdopple meine Aufmerksamkeit, ich überlese die Stelle zehnmal, und glaube nicht eher, daß er sich widersprochen, als bis ich aus dem ganzen Zusammenhange seines Systems ersehe, wie und wodurch er zu diesem Widerspruche verleitet worden. Finde ich nichts, was ihn dazu verleiten können, was ihm diesen Widerspruch gewissermaßen unvermeidlich machen müssen, so bin ich überzeugt, daß er nur anscheinend ist. Denn sonst würde er dem Verfasser, der seine Materie so oft überdenken müssen, gewiß am ersten aufgefallen sein, und nicht mir ungeübterm Leser, der ich ihn zu meinem Unterrichte in die Hand nehme. Ich bleibe also stehen, verfolge den Faden seiner Gedanken zurück, wäge ein jedes Wort, und sage mir immer: Aristoteles kann irren

und hat oft geirrt; aber daß er hier etwas behaupten sollte, wovon er auf der nächsten Seite gerade das Gegentheil behauptet, das kann Aristoteles nicht. Endlich findet sich's auch. (127. VII, 170.)

Aristoteles will überall aus sich selbst erklärt werden. Wer uns einen neuen Commentar über seine Dichtkunst liefern will, welcher den Dacierschen weit hinter sich läßt, dem rathe ich, vor allen Dingen die Werke des Philosophen von Anfang bis zum Ende zu lesen. Er wird Aufschlüsse für die Dichtkunst finden, wo er sich deren am wenigsten vermuthet; besonders muß er die Bücher der Rhetorik und Moral studiren. Man sollte zwar denken, diese Aufschlüsse müßten die Scholastiker, welche die Schriften des Aristoteles an den Fingern wußten, längst gefunden haben. Doch die Dichtkunst war gerade diejenige von seinen Schriften, um die sie sich am wenigsten bekümmerten. Dabei fehlten ihnen andere Kenntnisse, ohne welche jene Aufschlüsse wenigstens nicht fruchtbar werden konnten: sie kannten das Theater und die Meisterstücke desselben nicht. (138. VII, 336.)

Die Liebe, die wir gegen unsere Nebenmenschen unter keinerlei Umständen ganz verlieren können, die unter der Asche, mit welcher sie andere stärkere Empfindungen überdecken, unverlöschlich fortglimmt, und gleichsam nur einen günstigen Windstoß von Unglück und Schmerz und Verderben erwartet, um in die Flamme des Mitleids auszubrechen: diese Liebe ist es, welche Aristoteles unter dem Namen der Philanthropie versteht. (139. VII, 344.)

Was den moralischen Endzweck anbelangt, welchen Aristoteles der Tragödie gibt, so ist bekannt, wie sehr, besonders in den neueren Zeiten, darüber gestritten worden. Ich getraue mir aber zu erweisen, daß Alle, die sich dawider erklärt, den Aristoteles nicht verstanden haben. Sie haben ihm Alle ihre eigenen Gedanken untergeschoben, ehe sie gewiß wußten, welches seine wären. Sie bestreiten Grillen, die sie selbst gefangen, und bilden sich ein, wie unwidersprechlich sie den Philosophen widerlegen, indem sie ihr eigenes Hirngespinnst zu Schanden machen. (140. VII, 347.)

Die Regeln des Aristoteles sind alle auf die höchste Wirkung der Tragödie berechnet. (143. VII, 364.)

Horaz.

Der philosophische Dichter, der Witz und Vernunft in ein mehr als schwesterliches Band brachte, und mit der Feinheit eines Hofmannes den ernstlichsten Lehren der Weisheit das geschmeidige Wesen freundschaftlicher Erinnerungen zu geben wußte, und sie entzückenden Harmonien anvertraute, um ihnen den Eingang in das Herz desto unfehlbarer zu machen. (38. IV, 7.)

Plautus.

Was für ein Lob verdient Plautus in seinen Gefangenen, daß er die gereinigte Moral, welche durch das ganze Stück herrscht, nicht durch den allzu zärtlichen Affekt der Liebe geschwächt hat! Wie viel hat er hierin Nachfolger? Keinen. Wie groß aber würde der Nutzen sein, wenn man ihm gefolgt wäre? Unendlich. Alsdann würde der Schauplatz in der allereigentlichsten Bedeutung die Schule guter Sitten geworden sein.

Ich bleibe dabei, daß die Gefangenen des Plautus das schönste Stück sind, das jemals auf die Bühne gekommen ist, und zwar aus keiner anderen Ursache, als weil es der Absicht der Lustspiele am nächsten kommt, und auch mit den übrigen zufälligen Schönheiten reichlich versehen ist. (9. III, 139.)

Shakespear.

Wenn man die Meisterstücke des Shakespear mit einigen bescheidenen Veränderungen unsern Deutschen übersetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde von besseren Folgen gewesen sein, als daß man sie mit dem Corneille und Racine so bekannt gemacht hat. Erstlich würde das Volk an jenem weit mehr Geschmack gefunden haben, als es an diesen nicht finden kann; und zweitens würde jener ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von diesen zu rühmen weiß. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden; und am

leichtesten von so einem, das Alles blos der Natur zu danken zu haben scheint und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschreckt.

Auch nach den Mustern der Alten die Sache zu entscheiden, ist Shakespear ein weit größerer tragischer Dichter als Corneille; obgleich dieser die Alten sehr wohl, und jener fast gar nicht gekannt hat. Corneille kömmt ihnen in der mechanischen Einrichtung und Shakespear in dem Wesentlichen näher. Der Engländer erreicht den Zweck der Tragödie fast immer, so sonderbare und ihm eigene Wege er auch wählt; und der Franzose erreicht ihn fast niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt. Nach dem Oedipus des Sophokles muß in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unsere Leidenschaften haben, als Othello, als König Lear, als Hamlet. Hat Corneille ein einziges Trauerspiel, das Sie nur halb so gerührt hätte, als die Zayre des Voltaire? Und die Zayre des Voltaire, wie weit ist sie unter dem Mohren von Venedig, dessen schwache Copie sie ist, und von welchem der ganze Charakter des Orosman entlehnt worden? (73. VI, 42.)

Welch ein Gemälde bei Shakespear, wo Edgar den Gloster auf die äußerste Spitze des Hügels führt, von welcher er sich herabstürzen will! (König Lear, Act IV, Sc. 6.) Man vergleiche mit dieser Stelle des Shakespear die Stelle beim Milton, Bd. VI, V. 210, wo der Sohn Gottes in das grundlose Chaos herabsieht. Diese Tiefe ist bei weitem die größere; gleichwohl thut die Beschreibung derselben keine Wirkung, weil sie uns durch nichts anschauend gemacht wird; welches bei dem Shakespear so vortrefflich durch die allmählige Verkleinerung der Gegenstände geschieht. (226. XI, 158.)

Die Liebe selbst hat Voltairen die Zayre dictirt; sagt ein Kunstrichter artig genug. Richtiger hätte er gesagt: die Galanterie. Ich kenne nur Eine Tragödie, an der die Liebe selbst arbeiten helfen; und das ist Romeo und Julia von Shakespear. Es ist wahr, Voltaire läßt seine verliebte Zayre ihre Empfindungen sehr fein, sehr anständig ausdrücken; aber was ist dieser Ausdruck gegen jenes lebendige Gemälde aller der kleinsten geheimsten Ränke, durch die sich die Liebe in unsere Seele einschleicht, aller der unmerklichen Vortheile, die sie darin gewinnt, aller der Kunstgriffe, mit denen sie jede andere Leidenschaft unter sich bringt, bis sie der einzige Tyrann aller unserer Begierden und Verabscheuungen wird? Voltaire versteht, wenn ich so sagen darf, den Kanzleistyl der Liebe vortrefflich: das ist, diejenige Sprache, denjenigen Ton der Sprache, den die Liebe braucht, wenn sie sich auf das behutsamste und gemessenste ausdrücken will; aber der beste Kanzlist weiß von den Geheimnissen der Regierung nicht immer das Meiste. (108. VII, 67.)

Von der Eifersucht läßt sich ungefähr eben das sagen. Der eifersüchtige Orosman spielt, gegen den eifersüchtigen Othello des Shakespear, eine sehr kahle Figur. Und doch ist Othello offenbar das Vorbild des Orosman gewesen. — — Wir hören in dem Orosman einen Eifersüchtigen reden, wir sehen ihn die rasche That eines Eifersüchtigen begehen; aber von der Eifersucht selbst lernen wir nicht mehr und nicht weniger, als wir vorher wußten. Othello hingegen ist das vollständigste Lehrbuch über diese traurige Raserei; da können wir Alles lernen, was sie angeht, sie erwecken und sie vermeiden.

(108. VII, 68.)

Was man von dem Homer gesagt hat, es lasse sich dem Herkules eher seine Keule, als ihm ein Vers abringen, das läßt sich vollkommen auch vom Shakespear sagen. Auf die geringste von seinen Schönheiten ist ein Stempel gedruckt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakespear's! Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat, sich neben ihr zu stellen!

(137. VII, 329.)

Shakespear will studirt, nicht geplündert sein.

(137. VII, 329.)

Alle, auch die kleinsten Theile beim Shakespear, sind nach den großen Maaßen des historischen Schauspiels zugeschnitten, und dieses verhält sich zu der Tragödie französischen Geschmacks ungefähr wie ein weitläuftiges Frescogemälde gegen ein Miniaturbildchen für einen Ring.

(137. VII, 330.)

Von Shakespear's Fehlern getraue ich mir fast immer einen Grund angeben zu können. Er begeht sie, um die Hauptsache zu befördern und die Zuschauer desto lebhafter zu rühren. (242. XI, 692.)

Leibnitz.

Ihm war in dem ganzen Bezirke der Wissenschaften nichts zu klein, so wie ihm nichts zu groß war.

(82. VI, 191.)

Nur wenn man genau weiß, wo jeder Vorgänger seinen Faden fallen lassen, kann man durch Aufhebung derselben und durch Vergleichung ihrer verschiedenen Richtungen, den entweder verlassenen oder noch nie betretenen Weg der Wahrheit einzuschlagen hoffen. Wenn gar unter diesen Vorgängern sich Leibnitze befinden: was kann schlechterdings lehrreicher sein, als sich in die geringsten Fußtapfen derselben zu stellen und von da aus um sich zu schauen? Wenn es nach mir ginge, so müßte der große Mann nicht eine Zeile vergebens geschrieben haben. (192. IX, 149. 150.)

Leibnitz nahm bei seiner Untersuchung der Wahrheit nie Rücksicht auf angenommene Meinungen; aber in der festen Ueberzeugung, daß keine Meinung angenommen sein könne, die nicht von einer gewissen Seite, in einem gewissen Verstande wahr sei, hatte er wohl oft die Gefälligkeit, diese Meinung so lange zu wenden und zu drehen, bis es ihm gelang, diese gewisse Seite sichtbar, diesen gewissen Verstand begreiflich zu machen. Er schlug aus Kiesel Feuer; aber er verbarg sein Feuer nicht in Kiesel.

Er beobachtete eine Klugheit, für die freilich unsere neuesten Philosophen viel zu weise geworden sind. Er setzte willig sein System bei Seite; und suchte einen jeden auf demjenigen Wege zur Wahrheit zu führen, auf welchem er ihn fand. (192. IX, 159.)

Die Wahrheit, daß Gott, und nur Gott, und nur er selbst, die Welt erschaffen habe; daß er sie durch kein Geschöpf habe schaffen lassen; daß ein Geschöpf nichts schaffen könne; daß das allervollkommenste Geschöpf ein Theil der Welt sein müsse, und im Verhält-

niß gegen Gott kein beträchtlicher Theil der Welt sein könne, als die elendeste Made: Diese Wahrheiten, oder vielmehr diese einzige Wahrheit, indem sich keine ohne die andere denken läßt, ist die Seele seiner Philosophie.

(194. IX, 290.)

Thomson.

Es ist eine richtige Anmerkung, daß ein Herz, dem die Dankbarkeit mangelt, überhaupt der allergrößten Niederträchtigkeit fähig ist; wie ihm, gegentheils, wenn diese großmüthige Tugend in der Seele vorwirkt, gewiß nicht die anderen liebenswürdigen Eigenschaften fehlen werden, welche eine gute Gemüthsart ausmachen. Und so war das Herz unsers vortrefflichen Dichters beschaffen, dessen Leben eben so untadelhaft als lehrreich seine Muse war. (43. IV, 172))

Jede Leidenschaft vor unsern Augen entstehen, wachsen und ausbrechen zu lassen, — dieses ist die magische Kunst, dieses ist die Kenntniß des menschlichen Herzens, die der tragische Thomson, den ich auch in dieser Sphäre für einen der größten Geister halte, in möglichster Vollkommenheit besitzt, und die kein Aristoteles, kein Corneille lehrt, ob sie gleich dem Corneille selbst nicht fehlte. Alle ihre übrigen Regeln können, aufs höchste, nichts als ein schulmäßiges Gewäsche hervorbringen. Die Handlung ist heroisch, sie ist einfach, sie ist ganz, sie streitet weder mit der Einheit der Zeit, noch mit der Einheit des Orts; jede der Personen hat ihren besonderen Charakter; jede spricht ihrem besonderen Charakter gemäß;

es mangelt weder an der Nützlichkeit der Moral, noch an dem Wohlklange des Ausdrucks. Aber du, der du diese Wunder geleistet, darfst du dich nunmehr rühmen, ein Trauerspiel gemacht zu haben? Ja; aber nicht anders, als sich der, der eine menschliche Bildsäule gemacht hat, rühmen kann, einen Menschen gemacht zu haben. Seine Bildsäule ist ein Mensch, und es fehlt ihr nur eine Kleinigkeit: die Seele. (52. V, 70.)

Winckelmann.

Bei der unermeßlichen Belesenheit, bei den ausgebreitetsten feinsten Kenntnissen der Kunst, mit welchen sich Winckelmann an die Geschichte der Kunst des Alterthums machte, hat er mit der edlen Zuversicht der alten Artisten gearbeitet, die allen ihren Fleiß auf die Hauptsache verwandten, und was Nebendinge waren, entweder mit einer gleichsam vorsätzlichen Nachlässigkeit behandelten, oder gänzlich der ersten der besten fremden Hand überließen. (94. VI, 540.)

Wie ich aus den Zeitungen sehe, so bestätigt sich die Nachricht von Winckelmann's Tode. Das ist seit Kurzem der zweite Schriftsteller, dem ich mit Vergnügen ein Paar Jahre von meinem Leben geschenkt hätte.*) (267. XII, 199.)

*) Der erste, auf den er hier zielt, ist Sterne, der wenige Monate vorher aus dem Leben geschieden war. Loebell in seinen von Koberstein herausgegebenen Vorlesungen. III, 104.

Eckhof.

Dieser Mann mag eine Rolle machen, welche er will; man erkennt ihn in der kleinsten noch immer für den ersten Acteur und bedauert, nicht auch zugleich alle übrigen Rollen von ihm sehen zu können. Ein ihm ganz eigenes Talent ist dieses, daß er Sittensprüche und allgemeine Betrachtungen, diese langweiligen Ausbeugungen eines verlegenen Dichters, mit einem Anstande, mit einer Innigkeit zu sagen weiß, daß das Trivialste von dieser Art in seinem Munde Neuheit und Würde, das Frostigste Feuer und Leben erhält. (98. VII, 11.)

Was man Lehrreiches in meinem Vortrag der moralischen Stellen findet, hat man lediglich den Beispielen Eckhof's zu danken; ich habe nichts als von ihnen richtig zu abstrahiren gesucht. Wie leicht, wie angenehm ist es, einem Künstler nachzuforschen, dem das Gute nicht blos gelingt, sondern der es macht!

(100. VII, 21.)

Welt und Leben.

Das Vergnügen ist so nöthig, als die Arbeit.
(2. I, 218.)

Eine Maulschelle vergißt sich wohl bei dem leicht, der sie gibt; aber der, dem die Zähne davon gewackelt haben, der denkt eine Zeit lang daran. (2. I, 243.)

Gesellschaft ist das halbe Leben. (1. II, 363.)

Es ist eine menschliche Schwachheit, sich dasjenige leicht überreden zu lassen, was man heftig wünscht.
(3. I, 455.)

Wenn man nicht versucht, welche Sphäre uns eigentlich zukommt, so wagt man sich oftmals in eine falsche, wo man sich kaum über das Mittelmäßige erheben kann, da man sich in einer anderen vielleicht bis zu einer wundernswürdigen Höhe hätte schwingen können.
(245. XII, 11.)

Die guten Geschlechter sind nicht allezeit die reichsten.

(6. I, 465.)

Die Pillen muß man verschlucken und nicht kauen.

(7. II, 579.)

Die Siege geben dem Kriege den Ausschlag; sie sind aber sehr zweideutige Beweise der gerechten Sache, oder vielmehr sie sind gar keine. (223. XI, 22.)

Das Schwerdt nutzt man im Kriege, und im Frieden trägt man es zur Zierde. Im Kriege sorgt man nur, daß es scharf ist. Im Frieden putzt man es aus und gibt ihm durch Gold und Edelsteine einen falschen Werth. (223. XI, 26.)

Kann man es einem großen Manne verdenken, wenn auch er von seinen Verdiensten überzeugt ist?

(8. III, 8.)

Das Gift, welches man uns unvermerkt einflößt, verfehlt seltener seine Wirkung, als das, welches man uns offenbar aufzudringen sucht. (9. III, 120.)

Die Menschen sind am Hofe, in der Stadt und auf dem Lande Menschen: Geschöpfe, bei denen das Gute und Böse einander die Wage hält. Schwachheiten und Laster zu fliehen, muß man nicht den Hof, sondern das Leben verlassen. Beide sind an dem Hofe, wegen des allgemeinen Einflusses, den sie auf andere Stände haben, nur gefährlicher, aber nicht größer.

(14. III, 181.)

Wenn die Arznei heilsam ist, so ist es gleichviel, wie man sie dem Kinde beibringt. (17. III, 213.)

Wenn ich augenscheinlich sehe, daß mir meine Richter die Gerechtigkeit versagen werden, so entfliehe ich nicht meinen Richtern, sondern Tyrannen, wenn ich ihnen entfliehe. (26. III, 285.)

Nichts kann mir an einem Freunde angenehmer sein, als verschiedene Meinungen in gleichgültigen Sachen. (30. III, 307.)

Auch das kann man nicht, woran uns die Vorurtheile verhindern. (39. IV, 46.)

Es ist nicht Allen gegeben, Scherz zu verstehen, besonders wenn er auf etwas fällt, woran unsere Eigenliebe Theil nimmt. (40, IV, 83.)

Es ist zwar nicht fein, wenn man die Danksagungen zusammen kommen läßt; allein es ist doch besser, als daß man durch die allzu sorgfältige Abstattung derselben überlästig wird. (252. XII, 27.)

Es ist Unsinn, von neuen Eroberungen zu sprechen, wenn man nicht einmal Kräfte genug hat, sich im Besitze der schon gemachten zu erhalten. (51. II, 17.)

Alle Arten sein Brod zu verdienen, sind einem ehrlichen Manne gleich anständig; Holz spalten oder am

Ruder des Staates sitzen. Es kömmt seinem Gewissen nicht darauf an, wie viel er nützt, sondern wie viel er nützen wollte. (264. XII, 60.)

Der Angriff ist kein Wettrennen: nicht der, welcher zuerst, sondern welcher zum sichersten auf den Feind trifft, hat sich dem Siege genähert. (54. II, 96.)

War Keith kein Preuße, weil er ein Schotte von Geburt war? Einerlei Kriegszucht, nicht einerlei Himmelsstrich, macht im Soldatenstande den Landsmann. (273. XII, 131.)

Wer sich auf die Güte seiner Sache am wenigsten zu verlassen hat, ist immer am fertigsten, die Einsicht seines Richters in Zweifel zu ziehen. (62. I, 157.)

Wenn groß sein nicht immer ein Glück ist, so ist es oft ein Unglück, und wehe dem, der wider seinen Willen groß ward, den das Glück ohne sein Zuthun erhob, um ihn ohne sein Verschulden desto elender zu machen. (56. V, 378.)

Was sich auf einmal umreißen läßt, braucht man das erst zu erschüttern? (57. V, 391.)

Wer betrachtet gern etwas durch ein Vergrößerungsglas, was er mit bloßen Augen deutlich genug sehen kann? (88. VI, 252.)

Ein Kriegszug macht Alles anders. (92. VI, 329.)

Zug um Zug ist eine Regel in der Handlung, aber nicht in der Freundschaft. Handel und Wandel leidet keine Freundschaft; aber Freundschaft leidet auch keinen Handel und Wandel. (266. XII, 150.)

Der Schnee, der auf den Bergen fällt, ist bestimmt, zu seiner Zeit den Strom der Thäler zu schwellen. (224. XI, 70.)

Man spricht selten von der Tugend, die man hat; aber desto öfter von der, die uns fehlt. (93. I, 527.)

Man muß Soldat sein für sein Land, oder aus Liebe zu der Sache, für die gefochten wird. Ohne Absicht heute hier, morgen da dienen, heißt wie ein Fleischerknecht reisen, weiter nichts. (93. I, 557.)

Ein Vergnügen erwarten, ist auch ein Vergnügen. (93. I, 573.)

Das Lachen erhält uns vernünftiger, als der Verdruß. (93. I, 576.)

Gleichheit ist immer das festeste Band der Liebe. (93. I, 587.)

Ein falscher Grund ist schlimmer, als gar kein Grund. (226. XI, 164.)

Man fängt nicht immer, wenn man fischt.
(95. II, 530.)

Wenn Hinkende um die Wette laufen, so bleibt der, welcher von ihnen zuerst an das Ziel kommt, doch noch ein Hinkender. (102. VII, 33.)

Die Natur hat nirgends ihre Rechte aufgegeben.
(107. VII, 64.)

Ein guter Kopf weiß sich überall aus dem Handel zu ziehen. (110. VII, 77.)

Unsere Thorheiten sind bemerkbarer, als bemerkt.
(114. VII, 97.)

Nichts ist anstößiger, als wovon wir uns keine Ursache geben können. (115. VII, 105.)

Zu einem großen Manne gehört beides: Kleinigkeiten als Kleinigkeiten und wichtige Dinge als wichtige Dinge zu behandeln. (125. VII, 153.)

So wie es selten Komplimente gibt ohne alle Lügen, so finden sich auch selten Grobheiten ohne alle Wahrheit. (128. VII, 192.)

Welcher Vater sieht alle Fehler seines Kindes? Der Fremde, dem sie in die Augen fallen, braucht darum gar nicht scharfsichtiger zu sein, als der Vater; genug, daß er nicht der Vater ist. (130. VII, 199.)

Ein Bund Stroh aufzuheben, muß man keine Maschinen in Bewegung setzen; was ich mit dem Fuße umstoßen kann, muß ich nicht mit einer Mine sprengen wollen; ich muß keinen Scheiterhaufen anzünden, um eine Mücke zu verbrennen. (141. VII, 358.)

Je simpler eine Maschine ist, je weniger Federn und Räder und Gewichte sie hat, desto vollkommener ist sie. (144. VII, 371.)

Ein kluger Mann sagt öfters erst mit Lachen, was er hernach im Ernste wiederholen will. (145. VII, 376.)

Eine all zu zärtliche Empörung gegen alle Worte und Einfälle, die nicht mit der strengsten Zucht und Schamhaftigkeit übereinkommen, ist nicht immer ein Beweis eines lauteren Herzens und einer reinen Einbildungskraft. (227. XI, 175.)

Nothwehr entschuldigt Selbstlob. (154. VIII, 7.)

Ist ein Ingredienz deswegen gar nicht in einer Mischung, weil es nicht vorschmeckt? (155. VIII, 14.)

Wen verleitet sein Können nicht öfters über sein Sollen hinaus? (156. VIII, 18.)

Wir widerlegen immer die am liebsten, aus denen wir das Meiste lernen. (167. VIII, 95.)

Ich denke nicht, daß man eine Schanze darum sogleich aufgibt, weil man voraussieht, daß sie in die Länge doch nicht zu behaupten sei. (170. VIII, 117.)

Die leichtesten Entdeckungen müssen nicht eben die frühesten gewesen sein. (172. VIII, 150.)

Es ist nicht so ganz ohne Grund, daß oft, wer das Wort nur recht versteht, die Sache schon mehr als halb kennt. (174. VIII, 165.)

Der Wirth, der in seiner Kneipschenke wissentlich morden läßt, ist nicht ein Haar besser, als der Mörder. (178. VIII, 203.)

Es ist ein ekler Anblick, wenn man eine Spinne die andere fressen sieht. (178, VIII, 206.)

Etwas Neues an dem Alten entdecken, ist wenigstens eben so rühmlich, als das Alte durch etwas Neues bestätigen. (180. VIII, 212.)

Auf die Länge gewinnt man bei einem guten Manne gewiß, wenn man aufrichtig bei ihm gewinnen will. (306. XII, 240.)

Man entdeckt, was man sucht; man findet, woran man nicht denkt. (181. VIII, 329.)

Was weg ist, ist weg; lassen Sie uns nur das, was wir noch haben, desto sorgfältiger brauchen.

(181. VIII, 355.)

Wäre es denn so etwas ganz Unerhörtes, daß der zuerst Feuer gerufen, welcher das Feuer selbst angelegt?

(181. VIII, 370.)

Die uns am nächsten angehen, behalten doch immer den meisten Einfluß auf uns. (311. XII, 271.)

Es wäre Thorheit, zur Ausbesserung einer baufälligen Hütte Materialien zu verschwenden, von welchen ein ganz neues Gebäude aufgeführt werden könnte.

(182. VIII, 424.)

Wen man verachtet, um den bekümmert man sich nicht mehr. (51. II, 39.)

Wer erinnert sich gern an etwas, wovon er lieber wünscht, es wäre gar nicht geschehen? (51. II, 41.)

Die Verstellung bleibt immer kalt. (51. II, 48.)

Was geschehen muß, muß geschehen; und es kommt wenig auf die Art an, mit welcher es geschieht.

(51. II, 59.)

Daß man einen Vogel fangen kann, das weiß ich

wohl. Aber daß man ihm seinen Käfig angenehmer, als das freie Feld machen könne, das weiß ich nicht.
(51. II, 70.)

Es wäre wenig in der Welt unternommen worden, wenn man nur immer auf den Ausgang gesehen hätte.
(51, II, 73.)

Es ist der Fehler des Jünglings, sich immer für glücklicher oder unglücklicher zu halten, als er ist.
(54. II, 94.)

Wie alt muß die Fichte sein, die zum Maste dienen soll? Wie alt? Sie muß hoch genug, und muß stark genug sein. 54. II, 99.)

Nicht die Klügsten allein haben die besten Einfälle. Gute Einfälle sind Geschenke des Glücks. (54. II, 103.)

Entsteht die Feuersbrunst erst dann, wenn die lichte Flamme durch das Dach schlägt? (54. II, 108.)

Wo ist das geduldige, gallose, unempfindliche Geschöpf, das durch unaufhörliches Necken nicht zu erbittern wäre? (54. II, 108.)

Eine Höflichkeit wird in der Sprache der Galanterie zur Empfindung, eine Schmeichelei zur Betheuerung, ein Einfall zum Wunsche, ein Wunsch zum Vorsatze. Nichts klingt in dieser Sprache wie Alles, und Alles ist in ihr so viel als Nichts. (187. II, 138.)

Wenn der Rath eines Thoren einmal gut ist, so muß ihn ein gescheiter Mann ausführen.

(187. II, 146.)

Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren. (187. II, 173.)

Ich halte es in allen Fällen für unanständig, sich zu seinem Fürsten zu drängen. Wen er kennt, den wird er fordern lassen, wenn er seiner bedarf.

(187. II, 180.)

Ein unbekannter Freund ist auch ein Freund.

(187. II, 188.)

Die Eiche, so lange sie lebt, lebt nicht durch ihren Gipfel, sondern durch ihre Wurzeln. (307. XII, 388.)

Besser ist es unter noch so bösen Menschen leben, als fern von allen Menschen. Besser ist es sich vom Sturm in den ersten besten Hafen werfen lassen, als in einer Meerstille mitten auf der See verschmachten.

(281. XII, 412.)

So ist es nun einmal in der Welt! Das zahme Pferd wird im Stalle gefüttert und muß dienen; das wilde in seiner Wüste ist frei, verkömmt aber vor Hunger und Elend. (294. XII, 415.)

Etwas muß man bei allen Unternehmungen in der Welt wagen. (322. XII, 469.)

Lange leben ist nicht viel leben. (202. X, 1.)

Das Vergnügen einer Jagd ist allezeit mehr werth als der Fang. (202. X, 2.)

Die Consequenz, vermöge welcher man voraussagen kann, wie ein Mensch in einem gegebenen Falle reden und handeln werde, ist es, was den Mann zum Manne macht, ihm Charakter und Stetigkeit gibt: diese großen Vorzüge eines denkenden Menschen. Charakter und Stetigkeit berichtigen sogar mit der Zeit die Grundsätze; denn es ist unmöglich, daß ein Mensch lange nach Grundsätzen handeln kann, ohne es wahrzunehmen, wenn sie falsch sind. Wer viel rechnet, wird es bald merken, ob ihm ein richtiges Einmaleins beiwohnt oder nicht. (198. X, 25.)

Man gibt einen Vorschmack nicht mit der ganzen Schüssel. (198. X, 29.)

Wir handeln Alle nach dem Maaße unserer Einsichten und Kräfte. (217. X, 47.)

Der zwanzigmal geschlagene Soldat kann endlich doch einmal siegen helfen. (217. X, 48.)

Heran kömmt nicht, wer die Leiter machte, sondern

wer die Leiter besteigt; und einen behenden, kühnen Mann trägt auch wohl eine morsche Leiter.

(217. X, 48.)

Daß die Menschen so ungern sich mit dem befriedigen, was sie vor sich haben. (217. X, 57.)

Wer gewisse Dinge nicht sogleich fühlt, dem sind sie auf keine Weise fühlbar zu machen. (217. X, 115.)

Wenn man die Festungen von oben herab belagern wird, so wird man auch darauf denken, sie von oben herein zu beschirmen. (219. X, 134.)

Was? Die Gesetze eines Gesetzgebers müßten nicht aus seiner inneren Gerechtigkeit erklärt werden? Wenn der Buchstabe des Gesetzes einen trifft, den der Gesetzgeber zu treffen unmöglich kann die Absicht gehabt haben; wenn, dem Buchstaben nach, Strafe auf einen fällt, auf dessen in ihrer Art einzige Handlung, die der Gesetzgeber nicht vorhersehen können, vielmehr Belohnung als Strafe stehen müßte: verläßt der Richter nicht mit Fug den Buchstaben, und holt seinen Ausspruch aus der inneren Gerechtigkeit her, von der er annimmt, daß sie dem Gesetzgeber beigewohnt habe?

(219. X, 160.)

Ein Verdacht, selbst ein höchst wahrscheinlicher Verdacht, ist noch lange kein Beweis. (209. X, 193.)

Wer beweisen kann, läßt sich nicht lange nöthigen, zu beweisen. (216. X, 246.)

Ein Beklagter, der nur losgesprochen wird, hat seinen Prozeß nur halb gewonnen. Er wird losgesprochen, weil er sich gut vertheidigt hat. Aber sein guter Name leidet doch immer, so lange er nicht zeigen kann, daß er auch nicht einmal angeklagt hätte werden müssen. (238. XI, 541.)

Der große Mann braucht überall viel Boden;
Und mehrere, zu nah gepflanzt, zerschlagen
Sich nur die Aeste. Mittelgut, wie wir,
Find't sich dagegen überall in Menge,
Nur muß der eine nicht den andern mäkeln,
Nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen.
Nur muß ein Gipfelchen sich nicht vermessen,
Daß es allein der Erde nicht entschossen.
(221. II, 249.)

Laßt den Soldaten, der seinem Führer blinden Gehorsam leistet, nun auch von der Klugheit seines Führers überzeugt werden, und sagt, was dieser Führer mit ihm auszuführen sich nicht unterstehen darf? (222. X, 316.)

Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Kunst gibt, das Zukünftige zu wissen, so sollten wir diese Kunst lieber nicht lernen. (241. XI, 612.)

Wir werden unwillig, wenn wir finden, daß uns das, was uns so lange gefallen hat, nicht hätte gefallen sollen. (243. XI, 753.)

Ein Wanderer ist leicht gefunden, aber ein Spaziergänger ist schwer zu treffen. (344. XII, 541.)

Maximen und Denksprüche.

Es ist etwas schwerer, die Pflichten der Freundschaft auszuüben, als von ihr entzückt zu reden. (1. II, 385.)

Die Rache ist keine Zierde für eine große Seele. (9. III, 139.)

Der Mensch ward zum Thun und nicht zum Vernünfteln erschaffen. (223. XI, 23.)

Das Einzige, was uns ein glückliches Leben verschaffen kann, ist die Tugend. (223. XI, 28.)

Laßt uns „des Reichthums entbehren, ja ihn fliehen; unerbittlich gegen uns selbst, nachsehend gegen Andere sein; das Verdienst, auch wenn es mit Unglück und Schmach überhäuft ist, hochachten und gegen die mächtige Dummheit vertheidigen; die Stimme der Natur in unserm Herzen lebendig empfinden; Gott nicht nur glauben, sondern lieben; dem Tode unerschrocken unter die Augen gehen, und durch ein williges Abtreten von

diesem Schauplatze beweisen, daß man überzeugt sei, die Weisheit würde uns die Maske nicht ablegen heißen, wenn wir unsere Rolle nicht geendigt hätten".

(223. XI, 28.)

Nicht die Uebereinstimmung in den Meinungen, sondern die Uebereinstimmung in tugendhaften Handlungen ist es, welche die Welt ruhig und glücklich macht.

(11a. III, 152.)

Dem Menschen ist Alles eher angenehm zu machen, als seine Pflicht. (15. III, 181.)

Die Verschwiegenheit ist eine der vornehmsten Tugenden eines ehrlichen Mannes. (19. III, 247.)

Die edelste Beschäftigung des Menschen ist der Mensch. (21. III, 379.)

Lassen Sie uns auf keine Tugend stolz thun, die wir noch nicht haben zeigen können. (27. III, 289.)

Lieber ein Paar verkehrte Worte, als einen verkehrten Sinn. (38. IV, 36.)

Nur das Schlechte wird durch die Menge noch schlechter, und des Guten kann nie zu viel sein.

(50. V, 67.)

Das Schämen kann überall an seiner rechten Stelle sein, nur bei dem Bekenntnisse unserer Fehler nicht.

(51. II, 45.)

Um seinen Verstand auszubreiten, muß man seine Begierden einschränken. (264. XII, 59.)

Man muß sich nicht von der Menge hinreißen lassen, sondern man muß den Weg der Tugend wandeln, und wenn wir auch ganz allein darauf wandelten. (53. II, 456.)

Tugend und gute Sitten müssen die glücklichen Ehen machen. (53. II, 458.)

Jedes Ding ist vollkommen, wenn es seinen Zweck erfüllen kann. (54. II, 99.)

Befehlen ist ein unsicheres Mittel, befolgt zu werden. (54. II, 104.)

Die Frucht ist oft ganz anders, als die Blüthe sie verspricht. (54. II, 109.)

Nichts verdunkelt unsere Erkenntniß mehr, als die Leidenschaften. (57. V, 396.)

Man verachtet keinen Baum wegen seiner unansehnlichen Blüthe, wenn er wegen seiner Frucht zu schätzen ist. (66. VI, 12.)

Alle großen Männer sind bescheiden. (81. VI, 177.)

Man muß nicht reicher scheinen wollen, als man ist. (93. I, 555.)

Ein bloßes Gleichniß beweist und rechtfertigt nichts. (94. VI, 479.)

Alles kann nicht auf einmal geschehen. Doch was man nicht wachsen sieht, findet man nach einiger Zeit gewachsen. Der Langsamste, der sein Ziel nur nicht aus den Augen verliert, geht noch immer geschwinder, als der ohne Ziel herumirrt. (96. VII, 3.)

Beide schaden sich selbst: der zu viel verspricht und der zu viel erwartet. (96. VII, 4.)

Gut genug, wenn man das recht Gute dagegen stellt, ist nicht viel mehr als ziemlich schlecht. (158. VIII, 31.)

Ein Tag lehret den andern. (168. VIII, 107.)

Betrug bleibt Betrug, er mag noch so fein sein. (173. VIII, 159.)

Alle guten Leute gehen einander an. (310. XII, 264.)

Der rechtschaffene Mann braucht nicht immer die Entschuldigung, die er brauchen könnte; besonders läßt

er gern von den eigenen Vorrechten nach, die ihm als Glied irgend einer Gesellschaft zustehen, wenn er durch diese Entäußerung Wahrheit und Tugend befördern kann. In solchen Angelegenheiten ist ihm jeder Richter sein Richter, sobald er sich, ohne Vorurtheil von ihm gehört zu werden, versprechen darf. (181. VIII, 382.)

Alles ist gut, wenn es an seiner Stelle ist. (186. VIII, 514.)

Lassen Sie uns ruhig sein und das Beste hoffen, und jeden Augenblick nur immer das thun, was Rechtschaffenheit und Klugheit für das Gegenwärtige von uns fordern; Rechtschaffenheit und Klugheit — beide zugleich. (315. XII, 326.)

Laß uns nicht weise sein wollen, wo wir nichts als glücklich gewesen. (187. II, 133.)

Ein Gift, welches nicht gleich wirkt, ist darum kein minder gefährliches Gift. (187. II, 138.)

Noch einen Schritt vom Ziele oder noch gar nicht ausgelaufen sein, ist im Grunde eins. (187. II, 141.)

Dieses Leben ist alles, was die Lasterhaften haben. (187. II, 187.)

Selten ist ein besonderer Ruhm ganz ohne Grund.
(201. IX, 455.)

Etwas muß man bei allen Unternehmungen in der Welt wagen. (322. XII, 469.)

Die Menge auf etwas aufmerksam machen, heißt dem gesunden Menschenverstand auf die Spur helfen.
(204. X, 38.)

Wenn Gifte nicht nützlich sind, so ist es doch nützlich, daß Gifte bekannt sind. (218. X, 125.)

Nützlich und verderblich sind eben so relative Begriffe, als groß und klein. (218. X, 125.)

Einem ehrlichen Manne ist nichts angelegener als Unrecht, welches er nicht thun wollen, und doch gethan, wieder gut zu machen. (218. X, 127.)

Thaten sprechen von selbst. (220. X, 258.)

Der Weise kann nicht sagen, was er besser verschweigt. (220. X, 264.)

... Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestoch'nen
Von Vorurtheilen freien Liebe nach.
(221. II, 281.)

Daß doch in der Welt
Ein jedes Ding so manche Seiten hat,
Von denen oft sich gar nicht denken läßt,
Wie sie zusammenpassen.
Halte dich
Nur immer an die best', und preise Gott!
Der weiß, wie sie zusammenpassen.
(221. II, 309.)

Wenn an das Gute,
Das ich zu thun vermeine, gar zu nah
Was gar zu Schlimmes grenzt: so thu ich lieber
Das Gute nicht. (221. II, 322.)

Noch so viele Blitze machen doch keinen Tag.
(347. XII, 534.)

Der aus Büchern erworbene Reichthum fremder Erfahrung heißt Gelehrsamkeit. Eigene Erfahrung ist Weisheit. Das kleinste Kapital von dieser ist mehr werth, als Millionen von jener. (243. XI, 747.)

Das Spiel soll den Mangel der Unterredung ersetzen. Es kann daher nur denen erlaubt sein, die Karten beständig in Händen zu haben, die nichts als das Wetter in ihrem Munde haben. (243. XI, 748.)

In Ueberlegung ziehen, warum man sich vorher ganz und gar nicht bekümmerte, ist der halbe Weg zur Erkenntniß. (222. X, 316.)

Wer das Eigenthumsrecht in einer Kleinigkeit verletzen kann, der kann es auch in größeren Dingen. (339. XII, 545.)

Selbstbeurtheilungen.

Wenn man an Freunde schreibt, so schreibt man ohne ängstlichen Zwang und ohne Zurückhaltung. Beides wird man auch in meinen Briefen finden, und ich will lieber ein wenig nachlässig und frei scheinen, als ihnen diese Merkmale wegwischen, die sie von erdichteten Briefen unterscheiden müssen. (25. III, 271.)

Ich bin ein Feind von Parodien, weil ich weiß, daß man das Vortrefflichste dadurch lächerlich machen kann. (32. III, 318.)

Mein Wissen und Nichtwissen kann ich ganz wohl auf das Spiel setzen lassen; was ich auf der einen Seite verliere, hoffe ich auf der andern wieder zu gewinnen. Allein mein Herz werde ich nie ungerochen antasten lassen. (36. III, 445.)

Auch Tugenden und Laster wird die Nachwelt nicht ewig verkennen. Ich begreife es sehr wohl, daß jene eine Zeit lang beschmutzt und diese aufgeputzt werden können; daß sie es aber immer bleiben sollten, läßt mich die Weisheit nicht glauben, die den Zusammenhang aller

Dinge geordnet hat und von der ich auch in dem, was von dem Eigensinn der Sterblichen abhängt, anbetungswürdige Spuren finde. —

Sie erweckt von Zeit zu Zeit Leute, die sich ein Vergnügen daraus machen, den Vorurtheilen die Stirne zu bieten und Alles in seiner wahren Gestalt zu zeigen, sollte auch ein vermeinter Heiliger dadurch zum Bösewicht und ein vermeinter Bösewicht zum Heiligen werden. Ich selbst — denn auch ich bin in Ansehung derer, die mir vorangegangen, ein Theil der Nachwelt, und wenn es auch nur ein Trilliontheilchen wäre — ich selbst kann mir keine angenehmere Beschäftigung machen, als die Namen berühmter Männer zu mustern, ihr Recht auf die Ewigkeit zu untersuchen, unverdiente Flecken ihnen abzuwischen, die falschen Verkleisterungen ihrer Schwächen aufzulösen, kurz Alles das im moralischen Verstande zu thun, was derjenige, dem die Aufsicht über einen Bildersaal anvertraut ist, physisch verrichtet. (38. IV, 6. 7.)

Was bei mir nicht den Augenblick geschieht, das geschieht entweder gar nicht oder sehr schlecht. (254. XII, 54.)

Ich bin überzeugt, daß meine Worte oft meinem Sinne Schaden thun, daß ich mich nicht selten zu unbestimmt oder zu nachlässig ausdrücke. (255. XII, 67.)

In Ansehung der alten Schriftsteller bin ich ein wahrer irrender Ritter; die Galle läuft mir gleich über, wenn ich sehe, daß man sie so jämmerlich mißhandelt. (265. XII, 105.)

Ich muß meine erste Hitze zu nutzen suchen, wenn ich etwas zu Stande bringen will. (258. XII, 115.)

Das Lob eines eifrigen Patrioten ist nach meiner Denkungsart das allerletzte, wonach ich geizen würde; des Patrioten nämlich, der mich vergessen lehrte, daß ich ein Weltbürger sein sollte. (272. XII, 125.)

Der Verdruß ist bei mir eine Krankheit, und ich bin nicht länger gesund, als ich vergnügt bin. (277. XII, 137.)

Ich brauche nicht gern einen Superlativ ohne Ursache. Und wo ich ihn brauche, will ich, daß mir ihn mein Gegner lasse, wenn ich an seiner Aufrichtigkeit nicht sehr zweifeln soll. (85. VI, 227.)

So ungern ich selbst jederzeit von andern Leuten sogenannten guten Rath angenommen habe, so zurückhaltend bin ich mit meinem eigenen, und ich will lieber jedem, der es bedarf, meinen letzten Groschen geben, als ihm sagen, thue das, thue jenes. Wer seine Jahre hat, muß selbst wissen, was er thun kann, was er thun muß; und wer erst hören will, was andere Leute zu seinen Anschlägen sagen, der hat blos Lust, Zeit zu gewinnen und indeß andere zu fassen. (246. XIII, 656.)

Ich möchte nicht Alles machen, was ich vortrefflich machen könnte. (112. VII, 91.)

Wenn ich einmal schreibe, ist mir es nicht möglich, anders zu schreiben, als ich denke und empfinde.

(249. XII, 185.)

Noch sind mir in meinem Leben alle Beschäftigungen sehr gleichgültig gewesen: ich habe mich nie zu einer gedrungen oder nur erboten, aber auch die geringfügigste nicht von der Hand gewiesen, zu der ich mich aus einer Art von Prädilection erlesen zu sein glauben konnte.

(151. VII, 447.)

Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. Man erweist mir zwar manchmal die Ehre, mich für den Letzteren zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neuern Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt; ich muß Alles durch Druckwerk und Röhren aus mir heraufpressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt oder verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken: und ich schmeichelte mir, etwas

von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann.

Doch freilich, wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, sich von einem Orte zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann, so auch die Kritik. Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe, welches besser ist, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde, so kostet es mich so viel Zeit, ich muß von andern Geschäften so frei, von unwillkürlichen Zerstreuungen so ununterbrochen sein, ich muß meine ganze Belesenheit so gegenwärtig haben, ich muß bei jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, so ruhig durchlaufen können, daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten soll, Niemand in der Welt ungeschickter sein kann, als ich. (151. VII, 448.)

Ich bin mißtrauischer gegen alle ersten Gedanken, als de la Casa und der alte Shandy nur immer gewesen sind. Denn wenn ich sie auch schon nicht für Eingebungen des bösen Feindes halte, so denke ich doch immer, daß die ersten Gedanken die ersten sind und daß das Beste auch nicht einmal in allen Suppen obenauf zu schwimmen pflegt. Meine ersten Gedanken sind gewiß kein Haar besser als Jedermanns erste Gedanken, und mit Jedermanns Gedanken bleibt man am klügsten zu Hause. (151. VII, 449.)

Seines Fleißes darf sich Jedermann rühmen. Ich glaube die dramatische Dichtkunst studirt zu haben; sie mehr studirt zu haben, als zwanzig, die sie ausüben. Auch habe ich sie so weit ausgeübt, als nöthig ist, um mitsprechen zu dürfen; denn ich weiß wohl, so wie de-

Maler sich von Niemandem gern tadeln läßt, der den Pinsel ganz und gar nicht zu führen weiß, so auch der Dichter. Ich habe es wenigstens versucht, was er bewerkstelligen muß, und kann von dem, was ich selbst nicht zu machen vermag, doch urtheilen, ob es sich machen läßt. Ich verlange auch nur eine Stimme unter uns, wo so mancher sich eine anmaßt, der, wenn er nicht dem oder jenem Ausländer nachplaudern gelernt hätte, stummer sein würde als ein Fisch.

Aber man kann studiren und sich tief in den Irrthum hineinstudiren. Was mich also versichert, daß mir dergleichen nicht begegnet sei, daß ich das Wesen der dramatischen Dichtkunst nicht verkenne, ist dieses, daß ich es vollkommen so erkenne, wie es Aristoteles aus den unzähligen Meisterstücken der griechischen Bühne abstrahirt hat. Ich habe von dem Entstehen, von der Grundlage der Dichtkunst dieses Philosophen, meine eigenen Gedanken, die ich hier ohne Weitläuftigkeit nicht äußern könnte. Indeß stehe ich nicht an, zu bekennen (und sollte ich in diesen erleuchteten Zeiten auch darüber verlacht werden), daß ich sie für ein eben so unfehlbares Werk halte, als die Elemente des Euklid nur immer sind. Ihre Grundsätze sind eben so wahr und gewiß, nur freilich nicht so faßlich, und daher mehr der Chikane ausgesetzt, als Alles, was diese enthalten. Besonders getraue ich mir von der Tragödie, als über die uns die Zeit so ziemlich Alles daraus gönnen wollen, unwidersprechlich zu beweisen, daß sie sich von der Richtschnur des Aristoteles keinen Schritt entfernen kann, ohne sich eben so weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen.

Nach dieser Ueberzeugung nahm ich mir vor, einige der berühmtesten Muster der französischen Bühne ausführlich zu beurtheilen. Denn diese Bühne soll ganz nach den Regeln des Aristoteles gebildet sein; und

besonders hat man uns Deutsche bereden wollen, daß sie nur durch diese Regeln die Stufe der Vollkommenheit erreicht habe, auf welcher sie die Bühnen aller neueren Völker so weit unter sich erblicke. Wir haben das auch lange so fest geglaubt, daß bei unsern Dichtern, den Franzosen nachahmen, eben so viel gewesen ist, als nach den Regeln der Alten arbeiten.

Indeß konnte das Vorurtheil nicht ewig gegen unser Gefühl bestehen. Dieses ward, glücklicher Weise, durch einige englische Stücke aus seinem Schlummer erweckt, und wir machten endlich die Erfahrung, daß die Tragödie noch einer ganz andern Wirkung fähig sei, als ihr Corneille und Racine zu ertheilen vermocht. Aber geblendet von diesem plötzlichen Strahle der Wahrheit, prallten wir gegen den Rand eines andern Abgrundes zurück. Den englischen Stücken fehlten zu augenscheinlich gewisse Regeln, mit welchen uns die französischen so bekannt gemacht hatten. Was schloß man daraus? Dieses: daß sich auch ohne diese Regeln der Zweck der Tragödie erreichen lasse; ja, daß diese Regeln wohl gar Schuld sein könnten, wenn man ihn weniger erreiche.

Und das hätte noch hingehen mögen! — Aber mit diesen Regeln fing man an, alle Regeln zu vermengen und es überhaupt für Pedanterei zu erklären, dem Genie vorzuschreiben, was es thun und was es nicht thun müsse. Kurz, wir waren auf dem Punkte, uns alle Erfahrungen der vergangenen Zeiten muthwillig zu verscherzen und von den Dichtern lieber zu verlangen, daß jeder die Kunst auf's Neue für sich erfinden solle. Ich wäre eitel genug, mir einiges Verdienst um unser Theater beizumessen, wenn ich glauben dürfte, das einzige Mittel getroffen zu haben, diese Gährung des Geschmacks zu hemmen. Darauf los gearbeitet zu haben, darf ich mir wenigstens schmeicheln, indem ich mir nichts angelegener

sein lassen, als den Wahn von der Regelmäßigkeit der französischen Bühne zu bestreiten. Gerade keine Nation hat die Regeln des alten Drama mehr verkannt, als die Franzosen. Einige beiläufige Bemerkungen, die sie über die schicklichste äußere Einrichtung des Drama bei dem Aristoteles fanden, haben sie für das Wesentliche angenommen, und das Wesentliche durch allerlei Einschränkungen und Deutungen dafür so entkräftet, daß nothwendig nichts anders als Werke daraus entstehen konnten, die weit unter der höchsten Wirkung blieben, auf welche der Philosoph seine Regeln calculirt hatte.

Ich wage es, hier eine Aeußerung zu thun, mag man sie doch nehmen, wofür man will! — Man nenne mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht besser machen wollte. Was gilt die Wette? —

Doch nein; ich wollte nicht gern, daß man diese Aeußerung für Prahlerei nehmen könne. Man merke also wohl, was ich hinzusetze: Ich werde es zuverlässig besser machen — und doch lange kein Corneille sein — und doch lange noch kein Meisterstück gemacht haben. Ich werde es zuverlässig besser machen — und mir doch wenig darauf einbilden dürfen. Ich werde nichts gethan haben, als was Jeder thun kann — der so fest an den Aristoteles glaubt, wie ich. (151. VII, 452.)

Ich wollte nicht gern, daß ein Mensch in der Welt wäre, der sich lieber belehren ließe, als ich. (153. VIII, 5.)

Niemandem würde ich lächerlicher vorkommen, als mir selbst, wenn ich auch von dem allereingeschränktesten, unfähigsten Kopfe verlangen könnte, ein Urtheil, eine Meinung blindlings, blos darum anzunehmen, weil es mein Urtheil,

weil es meine Meinung ist. Und wie könnte ich so ein verächtliches Zutrauen fordern, da ich es selbst gegen keinen Menschen in der Welt habe? Es ist ein weit anständigeres, worauf ich Anspruch mache. Nämlich: so oft ich für meine Meinung, für mein Urtheil, Zeugnisse und Facta anziehe, wollte ich gern, daß Niemand Grund zu haben glaubte, zu zweifeln, ob ich diese Zeugnisse auch wohl selbst möchte nachgesehen, ob ich diese Facta auch wohl aus ihren eigentlichen Quellen möchte geschöpft haben. Ich verlange nicht, mit dem Kaufmanne zu reden, für einen reichen Mann geachtet zu werden; aber ich verlange, daß man die Tratten, die ich gebe, für aufrichtig und sicher halte. Die Sachen, welche zum Grunde liegen, müssen so viel möglich ihre Richtigkeit haben; aber ob auch die Schlüsse, die ich daraus ziehe? Da traue mir Niemand, da sehe Jeder selbst zu.

(169. VIII, 110.)

Mir ist es selten genug, daß ich ein Ding kenne und weiß, wie dieses Ding heißt; ich möchte sehr oft auch gern wissen, warum dieses Ding so und nicht anders heißt; kurz, ich bin einer von den entschlossensten Wortgrüblern; und so lächerlich als Vielen das etymologische Studium vorkömmt, so geringfügig mir es selbst, mit dem Studium der Dinge verglichen, erscheint, so erpicht bin ich gleichwohl darauf. (174. VIII, 161.)

Nicht darum, meinte ich, könne mein Laokoon nur sehr wenige gültige Richter haben, weil ganz außerordentliche Kenntnisse, ein ganz besonderer Scharfsinn dazu erfordert würden: wahrlich nicht darum. Ich müßte ein großer Geck sein, wenn ich das gemeint hätte.

Der Männer, die unendlich mehr Kenntnisse von dahin einschlagenden Dingen besitzen, als ich; der Männer, die unendlich mehr Scharfsinn haben, als ich, gibt es überall die Menge. Aber deren, die Beides, Kenntnisse und Scharfsinn, auch nur in einem leidlichen Grade in sich vereinigen, gibt es so viele schon nicht. Unter diesen wenigen gibt es noch wenigere, welche diesen Scharfsinn, den sie haben, auf dergleichen Kenntnisse, die ihnen auch nicht fehlen, anwenden zu können, oder zu dürfen glauben. Die mehrsten von ihnen halten Scharfsinn auf solche Kenntnisse angewandt, für eine unfruchtbare Spitzfindigkeit, die selbst dem Vergnügen, das sie aus diesen Kenntnissen ziehen, nachtheilig werden müsse. Nur hier und da wagt es einer dann und wann, dieses sein Vergnügen auf das Spiel zu setzen, um in der Beschauung und Musterung und Läuterung desselben Vergnügen zu finden. Und so wie diese höchst seltenen Grübler nur meine Leser sein werden, so können nur die geübtesten derselben meine Richter sein. Aber Tausend gegen Eines, daß sich unter diesen kein Dichter, kein Maler finden wird. Es hat daher nie meine Absicht sein können, unmittelbar für den Dichter oder für den Maler zu schreiben. Ich schreibe über sie, nicht für sie. Sie können mich, ich aber nicht sie entbehren. Um mich in einem Gleichnisse auszudrücken: ich wickle das Gespinnst der Seidenwürmer ab, nicht um die Seidenwürmer spinnen zu lehren, sondern aus der Seide für mich und meines gleichen Beutel zu machen; Beutel, um das Gleichniß fortzusetzen, in welchen ich die kleine Münze einzelner Empfindungen so lange sammele, bis ich sie in gute, wichtige Goldstücke allgemeiner Anmerkungen umsetzen und diese zu dem Kapitale selbstgedachter Wahrheiten schlagen kann. (176. VIII, 190.)

Ich bin wahrlich nur eine Mühle und kein Riese. Da stehe ich auf meinem Platze, ganz außer dem Dorfe, auf einem Sandhügel allein und komme zu Niemandem und helfe Niemandem und lasse mir von Niemandem helfen. Wenn ich meinen Steinen etwas aufzuschütten habe, so mahle ich es ab, es mag sein, mit welchem Winde es will. Alle zweiunddreißig Winde sind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmosphäre verlange ich nicht einen Finger breit mehr, als gerade meine Flügel zu ihrem Umlaufe brauchen. Nur diesen Umlauf lasse man ihnen frei. Mücken können dazwischen hinschwärmen: aber muthwillige Buben müssen nicht alle Augenblicke sich darunter durchjagen wollen; noch weniger muß sie eine Hand hemmen wollen, die nicht stärker ist als der Wind, der mich umtreibt. Wen meine Flügel mit in die Luft schleudern, der hat es sich selbst zuzuschreiben; auch kann ich ihn nicht sanfter niedersetzen, als er fällt.

(177. VIII, 200.)

Ich weiß nicht, was ich bin oder zu sein scheinen mag. Soviel weiß ich, daß ich das, was ich bin, mit sehr kaltem Blute bin. Es ist nicht Hitze, nicht Uebereilung, die mich auf den Ton gestimmt, in welchem man mich mit Herrn Klotz hört. Es ist der ruhigste Vorbedacht, die langsamste Ueberlegung, mit der ich jedes Wort gegen ihn niederschreibe. Wo man ein spöttisches, bitteres, hartes findet, da glaube man nur ja nicht, daß es mir entfahren sei. Ich hatte nach meiner besten Einsicht geurtheilt, daß ihm dieses spöttische, bittere, harte Wort gehöre, und daß ich es ihm auf keine Weise ersparen könne, ohne an der Sache, die ich gegen ihn vertheidige, zum Verräther zu werden. (178. VIII, 201.)

Es thut mir leid, wenn mein Styl irgendwo blos satyrisch ist. Meinem Vorsatz nach soll er allezeit mehr als satyrisch sein. Und was soll er mehr sein als satyrisch? Treffend. (179. VIII, 208.)

Wenn ich mich nur auch auf einen hübsch abgerichteten Freund hätte verlassen können, der meine schlaue, süße Höflichkeit in gute, derbe Wahrheit übersetzte. Aber leider habe ich keinen solchen Freund. Ich mußte also nur gleich so schreiben, wie ich verstanden zu sein wünschte. Das ist nicht höflich, aber wahr! (230. XI, 408.)

Die Klotze mögen immer über meine Unhöflichkeit schreien; genug, daß der wahre Gelehrte nie meine Bescheidenheit vermissen soll. (230. XI, 409.)

Ich pflege so wenig auf meiner Hut zu sein, ich bin so unbesorgt, immer nur meine gute Seite zu zeigen, und meine gute Seite selbst ist so schielend, daß ich sehr zufrieden sein muß, wenn man mich die erste Zeit nur nicht ganz verachtet. (306. XII, 240.)

Ich will nur immer vor mich weg, und so wenig als möglich hinter mich zurücksehen. (309. XII, 256.)

Sie werden sagen, daß ich eine besondere Gabe habe, etwas Gutes an etwas Schlechtem zu entdecken. Die

habe ich allerdings; und ich bin stolzer darauf, als auf Alles, was ich weiß und kann. (310. XII, 263.)

Der Abt sagte zu verschiedenen Malen: das ist nicht artig. Und ich antwortete dem Abt jedesmal: es ist mehr als nicht artig, es ist niederträchtig. (260. XII, 283).

Was kann ich für Lust haben, an Leute zu schreiben, mit denen ich nur sehr selten Lust haben würde, zu sprechen? (313. XII, 296.)

Die jungfräulichen Heroinen und Philosophinnen sind gar nicht nach meinem Geschmack. — Ich kenne an einem unverheiratheten Mädchen keine höhere Tugenden, als Frömmigkeit und Gehorsam. (292. XII, 344.)

Ich habe nur einen einzigen Gesichtspunkt, aus welchem ich ein theatralisches Stück beurtheile, nemlich die Vorstellung. Ich traue weder meiner Empfindung, noch meiner Kritik anders, als vor dem Theater. (325. XIII, 658.)

Auf wen Alle zuschlagen, der hat vor mir Friede. (320. XII, 386.)

Ich bin mir nicht bewußt, an Jemanden jemals eine Zeile geschrieben zu haben, welche nicht die ganze Welt lesen könnte. (320. XII, 387.)

Ich bin sehr nachlässig, aber nicht gleich undienstfertig. (283. XII, 403.)

Es war eine Zeit, da ich keinen Dichter mit mehrerm Fleiße studirte, als den Phäder. (190. IX, 37.)

Ich hasse alle Leute, welche Sekten stiften wollen, von Grund meines Herzens. Denn nicht der Irrthum, sondern der sektirische Irrthum, ja sogar die sektirische Wahrheit machen das Unglück der Menschen; oder würden es machen, wenn die Wahrheit eine Sekte stiften wollte. (294. XII, 416.)

Zwang und Nothwendigkeit, nach welchen die Vorstellung des Besten wirkt, wie viel willkommener sind sie mir, als kahle Vermögenheit, unter den nämlichen Umständen bald so, bald anders handeln zu können! Ich danke dem Schöpfer, daß ich muß; das Beste muß. Wenn ich in diesen Schranken selbst so viel Fehltritte noch thue, was würde geschehen, wenn ich mir ganz allein überlassen wäre? (203. X, 6.)

Schade, daß ich nicht nachdenken kann, ohne mit der Feder in der Hand! Zwar was Schade! Ich denke nur zu meiner eigenen Belehrung. Befriedigen mich meine Gedanken am Ende, so zerreiße ich das Papier. Befriedigen sie mich nicht, so lasse ich es drucken. Wenn ich besser belehrt werde, nehme ich eine kleine Demüthigung schon vorlieb. (232. XI, 461.)

Ich dränge mich zu nichts; und mich Leuten, die, ungeachtet sie mich zuerst gesucht, mir dennoch nicht zum Besten begegnen wollen oder können — mich solchen Leuten wieder an den Kopf zu werfen, würde mir ganz unmöglich sein. (334. XII, 484.)

Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit. (205. X, 39.)

Ich habe nie eine Schöne göttlich genannt, und bin nicht gewohnt, dieses Wort so zu mißbrauchen. (205. X, 43.)

Nicht die Wahrheit, in deren Besitz ein Mensch ist oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz. Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatz, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: wähle! Ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater gib! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für Dich allein! (217. X, 49.)

Ich überlasse es der Zeit, was meine aufrichtig gesagte Meinung wirken soll und kann. Vielleicht soll sie so viel nicht wirken, als sie wirken könnte. Vielleicht soll,

nach Gesetzen einer höheren Haushaltung, das Feuer noch lange so fortdampfen, mit Rauch noch lange gesunde Augen beißen, ehe wir seines Lichtes und seiner Wärme genießen können. Ist das, so verzeihe Du, ewige Quelle aller Wahrheit, die allein weiß, wenn und wo sie sich ergießen soll, einem unnütz geschäftigen Knechte! Er wollte Schlamm Dir aus dem Wege räumen. Hat er Goldkörner unwissend mit weggeworfen, so sind deine Goldkörner unverloren! (217. X, 119.)

Ich bitte von gewissen Leuten nichts, was ich nicht allenfalls auch Recht hätte, von ihnen zu fordern. (218. X, 218.)

So unbillig bin ich nicht, daß ich von einem Vogel in der Welt eine einzige andere Feder verlangen sollte, als er hat. (218. X, 132.)

Ich verachte alle Ausflüchte; verachte Alles, was einer Ausflucht nur ähnlich sieht. (219. X, 134.)

Ich nehme für eine große Belehrung eine kleine Beschämung gern vorlieb. (219. X, 135.)

Ich habe auf kein gewisses System schwören müssen. Mich verbindet nichts, eine andere Sprache als die meinige zu reden. Ich bedauere alle ehrlichen Männer, die nicht so glücklich sind, dies von sich sagen zu können. Aber diese ehrlichen Männer müssen nur anderen ehr-

lichen Männern nicht auch den Strick um die Hörner werfen wollen, mit welchem sie an die Krippe gebunden sind. Sonst hört mein Bedauern auf und ich kann nichts als sie verachten. (219. X, 136.)

Jeder Mensch hat seinen eigenen Styl, sowie seine eigene Nase; und es ist weder artig noch christlich, einen ehrlichen Mann mit seiner Nase zum Besten haben, wenn sie auch noch so sonderbar ist. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Styl habe? Daß ich ihn nicht erkünstle, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichsten Cascaden zu machen geneigt ist, wenn ich der Sache am reifsten nachgedacht habe. Er spielt mit der Materie oft um so muthwilliger, je mehr ich erst durch kaltes Nachdenken derselben mächtig zu werden gesucht habe. (206. X, 173.)

Genug, daß mich mein Herz nicht verdammt, und ich also, mit aller Freudigkeit zu Gott, einem jeden intoleranten Heuchler, der mir so kömmt, die Larve vom Gesicht reißen darf — und reißen will — sollte auch die ganze Haut daran hängen bleiben! (207. X, 179.)

Wer, ehe er zu handeln, besonders zu schreiben, beginnt, vorher untersuchen zu müssen glaubt, ob er nicht vielleicht durch seine Handlungen und Schriften hier einen Schwachgläubigen ärgern, da einen Ungläubigen verhärten, dort einem Bösewicht, der Feigenblätter sucht, dergleichen in die Hände spielen werde, der entsage doch

nur gleich allem Handeln, allem Schreiben. Ich mag gern keinen Wurm vorsätzlich zertreten; aber wenn es mir zur Sünde gerechnet werden soll, wenn ich einen von ungefähr zertrete, so weiß ich mir nicht anders zu rathen, als daß ich mich gar nicht rühre, keines meiner Glieder aus der Lage bringe, in der es sich einmal befindet; zu leben aufhöre. Jede Bewegung im Physischen entwickelt und zerstört, bringt Leben und Tod; bringt diesem Geschöpfe Tod, indem sie jenem Leben bringt. Soll lieber kein Tod sein und keine Bewegung? oder lieber Tod und Bewegung? (208. X, 188.)

Ich habe nun einmal eine ganz abergläubische Achtung gegen jedes geschriebene und nur geschrieben vorhandene Buch, von welchem ich erkenne, daß der Verfasser die Welt damit belehren oder vergnügen wollen. Es jammert mich, wenn ich sehe, daß Tod oder andere dem thätigen Manne nicht mehr und nicht weniger willkommene Ursachen, so viel gute Absichten vereiteln können; und ich fühle mich sofort in der Verfassung, in welcher sich jeder Mensch, der dieses Namens noch würdig ist, bei Erblickung eines ausgesetzten Kindes befindet. Er begnügt sich nicht, ihm nur nicht vollends den Garaus zu machen; es unbeschädigt und ungestört da liegen zu lassen, wo er es findet: er schafft oder trägt es in das Findelhaus, damit es wenigstens Taufe und Namen erhalte. Eines denn freilich wohl lieber als das andere; nachdem ihn das eine mehr angelächelt als das andere; nachdem ihm das eine den Finger mehr gedrückt als das andere.

Gerade so wünschte ich wenigstens — denn was wäre es nun, wenn auch darum noch so viel Lumpen

mehr dergestalt verarbeitet werden müßten, daß sie Spuren eines unsterblichen Geistes zu tragen fähig würden? — wünschte ich wenigstens alle und jede ausgesetzten Geburten des Geistes, mit eins in das große für sie bestimmte Findelhaus der Druckerei bringen zu können: und wenn ich deren selbst nur wenige wirklich dahin bringe, so liegt die Schuld gewiß nicht an mir allein. Ich thue, was ich kann; und Jeder thue nur eben so viel. Selbst die Ursache liegt oft in mir nicht allein, warum ich eher diese als jene hinbringe, warum ich mir von dem gesundern und freundlichern Findlinge den Finger umsonst muß drücken lassen; sondern es wirken auch hier meistens so viel kleine, unmerkliche Ursachen zusammen, daß man mit Recht sagen kann: habent sua fata libelli.

Aber nie habe ich diese meine Schwachheit, — wodurch ich, ich weiß nicht, ob ich sagen soll, zum Bibliothekar geboren, oder zum Bibliothekar von der Natur verwahrloset bin, — nie habe ich diese meine Schwachheit denken können, ohne meine individuelle Lage glücklich zu preisen. Ich bin sehr glücklich, daß ich hier Bibliothekar bin, und an keinem andern Orte. Ich bin sehr glücklich, daß ich dieses Herrn Bibliothekar bin, und keines andern. (210. X, 198.)

Ich suche allerdings durch die Phantasie mit auf den Verstand meiner Leser zu wirken. Ich halte es nicht allein für nützlich, sondern auch für nothwendig, Gründe in Bilder zu kleiden, und alle die Nebenbegriffe, welche die einen oder die andern erwecken, durch Anspielungen zu bezeichnen. Wer hiervon nichts weiß und versteht, müßte schlechterdings kein Schriftsteller werden wollen,

denn alle gute Schriftsteller sind es nur auf diesem Wege geworden. (211. X, 210.)

Anständigkeit, guter Ton, Lebensart: elende Tugenden unseres weibischen Zeitalters! Firniß seid ihr, und nichts weiter. Aber eben so oft Firniß des Lasters, als Firniß der Tugend. Was frage ich danach, ob meine Darstellungen diesen Firniß haben, oder nicht? Er kann ihre Wirkung nicht vermehren; und ich will nicht, daß man für meine Gemälde das wahre Licht erst lange suchen soll. (214. X, 231.)

Ja, ich bin stolz genug, zu glauben, daß da, wo ich Belehrung brauche oder finde, auch andere derselben nicht ermangeln dürften. Ich halte mich kein Haar besser, als irgend einen Menschen in der Welt; aber ich habe auch keine Ursache, mich für schlechter zu halten, als irgend einen. Ich kann fehlen, wie andere; aber andere können auch fehlen, wie ich. Und wenn ja gefallen sein muß, so will ich lieber über meine eigenen Beine zu Boden straucheln, als zu Boden gerissen werden. (234. XI, 515.)

Freilich kann ich nicht in Abrede stellen, daß es leider meine eigensinnige Art ist, von der unerheblichsten Kleinigkeit am liebsten auszugehen, wenn ich durch sie mich am geschwindesten mitten in die Materie versetzen kann. Eine solche unerhebliche Kleinigkeit ist mir sodann gleichsam der niedrige, elastische Punkt, auf welchem ich mein Tempo nehme. (235. XI, 519.)

Καλον γε τον πονον, ὠ
Χριστε, σοι προ δομων λατρευω
Τιμων μαντειον ἑδραν.*)

Diese Zeilen sagt beim Euripides Jo, indem er die Stufen vor dem Tempel des Apollo kehrt. Auch ich bin nicht im Tempel, sondern nur am Tempel beschäftigt. Auch ich kehre nur die Stufen, bis auf welche den Staub des innern Tempels die heiligen Priester zu kehren sich begnügen. Auch ich bin stolz auf diese geringe Arbeit, denn ich weiß am besten, wem zu Ehre ich es thue. (238. XI, 542.)

Meine Prosa hat mir von jeher mehr Zeit gekostet, als Verse. (301. XII, 515.)

Ich werde nicht eher spielen, als bis ich Niemanden finden kann, der mir umsonst Gesellschaft leistet. (243. XI, 747.)

Ich bin nicht gelehrt, — ich habe nie die Absicht gehabt, gelehrt zu werden, — ich möchte nicht gelehrt sein, und wenn ich es im Traume werden könnte. Alles, wonach ich ein wenig gestrebt habe, ist, im Fall der Noth ein gelehrtes Buch brauchen zu können. (243. XI, 747.)

Wenn ich mich recht untersuche, so beneide ich alle jetzt regierende Könige in Europa, den einzigen König

---

*) Vgl. Guhrauer, II, 163.

von Preußen ausgenommen, der es einzig mit der That beweist, Königswürde sei eine glorreiche Sclaverei.

(243. XI, 749.)

Ich wünschte, daß ich mir vom Anfange an, alle Lobsprüche und alle Tadel und Schmähungen, die ich und meine Schriften im Druck erhalten habe, jede in ein besonderes Buch zusammengetragen hätte; um das eine zu lesen, wenn ich mich zu übermüthig, und das andere, wenn ich mich zu niedergeschlagen fühle.

(243. XI, 751.)

Ich wünsche, was ich einmal wünsche, mit so viel vorher empfindender Freude, daß meistentheils das Glück der Mühe überhoben zu sein glaubt, den Wunsch zu erfüllen. (341. XII, 540.)

Ich will gänzlich den gänzlich gelehrten Männern entsagen, die so reich an Muthmaaßungen und so arm an Urtheilskraft sind. (200. X, 369.)

Leben und Streben, Werke und Kämpfe.

1743.

Hatte das vorige Jahr seine Plagen, die uns der starke Arm des Höchsten überwinden half, so wird auch das jetzige zu unsrer Prüfung seine Uebel haben. Doch getrost; wir sind in Gottes Hand! Jetzt verehre ich die allerhöchste Majestät in tiefster Demuth und danke ihr mit der reinsten Regung meiner Seele, für alles das Gute, das sie die Welt und uns hat genießen lassen, und welches sie uns fernerhin, wie mich mein Glaube versichert, erzeigen wird. Ich preise die weise und mächtige Liebe des höchsten Regenten — mit vergnügtem und zufriedenem Herzen. Ich wünsche endlich mit der Redlichkeit und dem Eifer, der Christen gebührt, der Geist des Höchsten wolle uns also regieren, daß wir uns Gottes Willen allzeit gefallen lassen, daß wir die beständige Mischung des Guten und Bösen von seiner Hand also annehmen, daß wir dabei weder übermüthig, noch kleinmüthig werden, daß wir die Kräfte und Wirkungen der Welt also gebrauchen, daß wir sie nicht

mißbrauchen, daß wir die Mittel zu unsrer Seelenruhe und unsrer Glückseligkeit und der allgemeinen Wohlfahrt so anwenden, wie es die Ehre unseres Herrn erfordert. (244. XI, 7.)

1751.

Wann wird man anfangen, die Tugend so reizend zu schildern, als man jetzt das Laster malt? (16. III, 204.)

1752.

„Ueber die Mehrheit der Welten" war einer von meinen allerersten Versuchen in der Dichtkunst, den ich noch bis jetzt blos aus der Absicht aufhebe, aus welcher andere einen Schuh oder Strumpf, den sie in der Kindheit getragen, aufzuheben pflegen. So schwach ich auch noch jetzt bin, so kann mir doch die Betrachtung, daß ich einmal noch schwächer gewesen, nicht anders als angenehm sein. (28. III, 298.)

1754.

Schon in den Jahren, da ich nur die Menschen aus Büchern kannte, beschäftigten mich die Nachbildun-

gen von Thoren, an deren Dasein mir nichts gelegen war. Theophrast, Plautus und Terenz waren meine Welt, die ich in dem engen Bezirk einer klostermäßigen Schule, mit aller Bequemlichkeit studirte. Wie gern wünschte ich mir diese Jahre zurück. (37. IV, 2.)

Das Lustspiel „die Juden" war das Resultat einer sehr ernsthaften Betrachtung über die schimpfliche Unterdrückung, in welcher ein Volk seufzen muß, das ein Christ, sollte ich meinen, nicht ohne eine Art von Ehrerbietung betrachten kann. Aus ihm, dachte ich, sind ehedem so viel Helden und Propheten aufgestanden, und jetzt zweifelt man, ob ein ehrlicher Mann unter ihm anzutreffen sei? Ich bekam also gar bald den Einfall, zu versuchen, was es für eine Wirkung auf der Bühne haben werde, wenn man dem Volke die Tugend da zeigte, wo es sie ganz und gar nicht vermuthet.
(37. IV, 4.)

Besteht man darauf, daß Reichthum, bessere Erfahrung und ein aufgeklärter Verstand nur bei einem Juden keine Wirkung haben könnten, so muß ich sagen, daß eben dieses das Vorurtheil ist, welches ich durch mein Lustspiel „die Juden" zu schwächen gesucht habe; ein Vorurtheil, das nur aus Stolz oder Haß fließen kann, und die Juden nicht blos zu rohen Menschen macht, sondern sie in der That weit unter die Menschheit setzt. (46. IV, 219.)

Kann man von einem Menschen ohne Bedienung, ohne Freunde, ohne Glück, viel wichtigeres sagen, als

seinen Namen? Noch kann ich mich durch wenig anderes, als durch diesen unterscheiden. Ich bin ein Oberlausitzer von Geburt; mein Vater ist oberster Prediger in Camenz. Welche Lobsprüche würde ich ihm nicht beilegen, wenn er nicht mein Vater wäre! Er ist einer von den ersten Uebersetzern des Tillotsons. — Ich habe in der Fürstenschule zu Meißen, und hernach zu Leipzig und Wittenberg studirt. Man setzt mich aber in eine große Verlegenheit, wenn man mich fragt, was? An dem letzten Orte bin ich Magister geworden. Ich bin also etwas mehr als ein bloßer Student, wie mich der Herr Pastor Lange nennt, und etwas weniger als ein Prediger, für welchen mich der Herr Professor Walch gehalten hat. Ich befinde mich seit 1748 in Berlin, und habe mich während dieser Zeit nur ein halbes Jahr an einem anderen Orte aufgehalten. Ich suche hier keine Beförderung; und lebe blos hier, weil ich an keinem anderen großen Orte leben kann. — Wenn ich noch mein Alter hinzusetze, welches sich jetzt auf 25 Jahr beläuft, — so ist mein Lebenslauf fertig. Was noch kommen soll, habe ich der Vorsehung überlassen. (252. XII, 27.)

1757.

Wie froh werde ich sein, wenn ich wieder in Berlin bin, wo ich nicht länger nöthig haben werde, es meinen Bekannten nur ins Ohr zu sagen, daß der König von Preußen dennoch ein großer König ist! (271. XII, 82.)

1759.

Auf meiner Sommerstube sollte es Ihnen gewiß nicht mißfallen. Nur glauben Sie um Gotteswillen nicht, daß ich da arbeite. Ich bin nie fauler, als wenn ich in dieser meiner Einsiedelei bin. Wenn es hoch kommt, mache ich Projecte: Projecte zu Tragödien und Komödien; die spiele ich mir dann selbst in Gedanken, lache und weine in Gedanken, und klatsche mir auch selbst in Gedanken, oder vielmehr lasse mir meine Freunde, auf deren Beifall ich am stolzesten bin, in Gedanken klatschen. (274. XII, 133.)

Er lebt noch, unser liebster Kleist; er hat seinen Wunsch erreicht, er hat geschlagen und sich als einen braven Mann gezeigt; er wird von seiner kleinen Wunde bald wieder genesen, — und dieser Zufall wird ihn zufriedener mit sich selbst machen. (275. XII, 134.)

Ach, es ist leider wahr. Er ist todt. Wir haben ihn gehabt. Er ist in dem Hause und in den Armen des Professors Nicolai in Frankfurt gestorben. Er ist beständig, auch unter den größten Schmerzen, gelassen und heiter gewesen. Er hat sehr verlangt, seine Freunde noch zu sehen. Wäre es doch möglich gewesen! Meine Traurigkeit über diesen Fall ist eine sehr wilde Traurigkeit. Ich verlange zwar nicht, daß die Kugeln einen anderen Weg nehmen sollen, weil ein ehrlicher Mann da steht. Aber ich verlange, daß der ehrliche Mann —

Sehen Sie; manchmal verleitet mich der Schmerz, auf den Mann selbst zu zürnen, den er angeht. Er hatte hatte schon drei, vier Wunden; warum ging er nicht? Es haben sich Generale mit wenigern und kleinern Wunden unschimpflich bei Seite gemacht. Er hat sterben wollen. Vergeben Sie mir, wenn ich ihm zu viel thue. Er wäre auch an der letzten Wunde nicht gestorben, sagt man; aber er ist versäumt worden. Versäumt worden! Ich weiß nicht, gegen wen ich rasen soll. Die Elenden, die ihn versäumt haben! —

(276. XII, 136.)

Ich hatte mich bei keiner Gattung von Gedichten länger verweilt, als bei der Fabel. Es gefiel mir, auf diesem gemeinschaftlichen Raine der Poesie und Moral. Ich hatte die alten und neuen Fabulisten so ziemlich alle, und die besten von ihnen mehr als einmal gelesen. Ich hatte über die Theorie der Fabel nachgedacht. Ich hatte mich oft gewundert, daß die gerade auf die Wahrheit führende Bahn des Aesop von den Neueren, für die blumenreicheren Abwege der schwatzhaften Gabe zu erzählen, so sehr verlassen werde. Ich hatte eine Menge Versuche in der einfältigen Art des alten Phrygiers gemacht. Kurz, ich glaubte mich in diesem Fache so reich, daß ich, fürs erste meinen Fabeln mit leichter Mühe, eine neue Gestalt geben könnte. Ich griff zum Werke. Wie sehr ich mich aber wegen der leichten Mühe geirrt hatte, das weiß ich selbst am besten. Anmerkungen, die man während des Studirens macht, und nur aus Mißtrauen in sein Gedächtniß auf das Papier wirft; Gedanken, die man sich nur zu haben begnügt, ohne ihnen durch den Ausdruck die nöthige Präcision zu geben;

Versuchen, die man nur zu seiner Uebung wagt, fehlt noch sehr viel zu einem Buch. (55. V, 356.)

Ich habe die erhabene Absicht, die Welt mit meinen Fabeln zu belustigen, leider nicht gehabt; ich hatte mein Augenmerk nur immer auf diese oder jene Sittenlehre, die ich, meistens zu meiner eignen Erbauung, gern in besonderen Fällen übersehen wollte; und zu diesem Gebrauch glaubte ich meine Erdichtungen nicht kurz, nicht trocken genug aufschreiben zu können. Wenn ich aber jetzt die Welt gleich nicht belustige, so könnte sie doch mit der Zeit vielleicht durch mich belustigt werden.

(59. V, 414.)

1760.

Ihr Urtheil von meinen Fabeln ist allzugütig. Ich danke Ihnen für Ihren freundschaftlichen Beifall. Für einen freundschaftlichen Tadel würde ich Ihnen noch mehr danken. Denn dieser könnte mich besser machen, und von jenem besorge ich, daß er mich stolz machen wird. (278. XII, 139.)

1764.

Warum sollen Traurige einander ihre Traurigkeit mittheilen, und sie vorsätzlich dadurch verstärken? Die

einzige wahre Pflicht, die mir der Tod meines Bruders Gottfried auflegen kann, ist diese, daß ich mein übriges Geschwister desto inniger liebe, und die Zuneigung, die ich gegen den Todten nicht mehr zeigen kann, auf die Lebendigen übertrage. Viele bedauern im Tode, was sie im Leben nicht geliebt haben. Ich will im Leben lieben, was mir die Natur zu lieben befiehlt, und nach dem Tode so wenig als möglich zu bedauern suchen. Möchte meine Liebe meinem Geschwister nur eben so ersprießlich sein können, als sie es zu sein wünscht.

(247. XII, 160.)

Ich bin über die Hälfte meines Lebens, und ich wüßte nicht, was mich nöthigen könnte, mich auf den kürzeren Rest desselben noch zum Sclaven zu machen. — Wie es weiter werden wird, ist mein geringster Kummer. Wer gesund ist und arbeiten will, hat in der Welt nichts zu fürchten. Sich langwierige Krankheiten und ich weiß nicht was für Umstände befürchten, die einen außer Stand zu arbeiten setzen könnten, zeigt ein schlechtes Vertrauen auf die Vorsicht. Ich habe ein besseres, und habe Freunde. (248. XII, 161.)

Tausend Dank für Ihre besorgsame Freundschaft. Krank will ich wohl einmal sein, aber sterben will ich deswegen noch nicht. Ich bin so ziemlich wieder hergestellt, außer, daß ich noch mit häufigem Schwindel beschwert bin. Ich hoffe, daß sich auch dieser bald verlieren soll, und alsdann werde ich wie neu geboren sein. — Die ernstliche Epoche meines Lebens naht heran; ich beginne ein Mann zu werden. — Wünschen Sie mich gesund, aber wo möglich mit einem kleinen Denkzeichen gesund, mit

einem kleinen Pfahl im Fleische, der den Dichter von Zeit zu Zeit den hinfälligen Menschen empfinden lasse, und ihm zu Gemüthe führe, daß nicht alle Tragici mit dem Sophokles neunzig Jahre werden; aber, wenn sie es auch würden, daß Sophokles auch an die neunzig Trauerspiele, und ich erst ein einziges gemacht. Neunzig Trauerspiele! Auf einmal überfällt mich ein Schwindel! O, lassen Sie mich davon abbrechen! (284. XII, 164.)

1767.

Fragen Sie mich nicht, auf was ich nach Hamburg gehe. Eigentlich auf nichts. Wenn sie mir in Hamburg nur nichts nehmen, so geben sie mir eben so viel, als sie mir hier gegeben haben. Doch Ihnen brauche ich nichts zu verhehlen. Ich habe allerdings mit dem dortigen neuen Theater und den Entrepreneurs desselben eine Art von Abkommen getroffen, welches mir auf einige Jahre ein ruhiges und angenehmes Leben verspricht. Als ich mit ihnen schloß, fielen mir die Worte aus dem Juvenal bei: Quod non dant proceres, dabit histrio. Ich will meine theatralischen Werke, welche längst auf die letzte Hand gewartet haben, daselbst vollenden und aufführen lassen. Solche Umstände waren nothwendig, die fast erloschene Liebe zum Theater wieder bei mir zu entzünden. Ich fing eben an, mich in andere Studien zu verlieren, die mich gar bald zu aller Arbeit des Genies würden unfähig gemacht haben. Mein Laokoon ist nun wieder die Nebenarbeit. (279. XII, 177.)

1768.

Ich erliege unter Arbeit und Sorgen und von diesen letzteren ist es gewiß nicht meine geringste, daß ich meine Eltern in so dringender Verlegenheit wissen muß, und nicht im Stande bin, ihnen so geschwind beizustehen, als ich wünschte. — Es geht mir durch die Seele, daß ich Ihnen, liebster Vater, unmöglich zu Ostern helfen kann. Aber zu Johannis will ich Rath schaffen, es mag herkommen, woher es will. — — Ich mache meinen Brief so kurz als möglich, denn ich weiß am besten, was ich dabei empfinde. — —

(250. XII, 193.)

Die Blätter der Hamburgischen Dramaturgie sollen nichts weniger als ein dramatisches System enthalten. Ich bin also nicht verpflichtet, alle die Schwierigkeiten aufzulösen, die ich mache. Meine Gedanken mögen immer sich weniger zu verbinden, ja wohl gar sich zu widersprechen scheinen; wenn es denn nur Gedanken sind, bei welchen meine Leser Stoff finden, selbst zu denken. Hier will ich nichts als Fermenta cognitionis ausstreuen. (146. VII, 425.)

Daß Sie nicht glauben, daß ich mich aufs Künftige lediglich unter den Alterthümern vergraben will. Ich schätze das Studium derselben gerade so viel, als es werth ist: ein Steckenpferd mehr, sich die Reise des Lebens zu verkürzen. — (259. XII, 212.)

Je mehr Fehler und Irrthümer Sie mir zeigen, desto mehr werde ich von Ihnen lernen; je mehr ich von Ihnen lerne, desto dankbarer werde ich sein. Und diese Dankbarkeit wird sich in jedem Worte, das ich etwa erwidern dürfte, zeigen. — Ich wünschte, daß Sie mich genauer kennten. Wenn die Meinung, die Sie vielleicht von meiner Gelehrsamkeit und meinem Geiste haben, dabei verlieren möchte, so bin ich doch gewiß, daß die Idee, die ich Ihnen von meinem Charakter zu machen wünschte, dabei gewinnen würde. Ich bin der unleidliche, ungesittete, stolze, schmähsüchtige Mann nicht, für den mich Herr Klotz nunmehr ausschreit. Es hat mir Mühe und Zwang gekostet, ein wenig bitter gegen ihn zu sein; aber ich frage Sie selbst, ob er es nicht verdient hat? (304. XII, 215.)

1769.

Von einem Manne, der nur eben versucht hatte, über einen Kohl, den er zum sieben und siebzigstenmale aufwärmte, eine deutsche Brühe zu gießen, ward Herr Klotz urplötzlich zum allgemeinen Kunstrichter der schönen Wissenschaften — und der deutschen schönen Wissenschaften! Unter dem Vorwande, daß er und seine Freunde, mit verschiedenen Urtheilen, die bisher von Werken des Genies gefällt worden, nicht zufrieden wären, langte er nicht blos seine Läuterungen desfalls bei dem Publico ein, sondern errichtete selbst ein Tribunal; und welch ein Tribunal! Er, das Haupt! Er, namentlich! Wer ist der Herr Klotz, der sich aufwirft, über einen Klopstock, und Moses, und Ramler, und Gerstenberg Gericht

zu halten? Es ist Herr Klotz, der Geheimderath. — Sehr wohl; damit muß sich die Schildwache in einer preußischen Festung begnügen: aber auch der Leser? — Und wenn Herr Klotz Staatsminister wäre, und wenn er der größte lateinische Stilist, der erste Philolog von Europa wäre: was geht uns das hier an? Hier wollen wir seine Verdienste um die deutschen schönen Wissenschaften kennen: und welche sind die? Was hat unsere Sprache von ihm erhalten, worauf sie gegen andere Sprachen stolz sein könnte? Stolz? was sie sich nur nicht schämen dürfte, aufzuweisen!

So steht es mit dem Haupte: wie mit den Gliedern? Ich frage nicht, wer die Freunde des Herrn Klotz sind. Sie wollen unbekannt sein; und ich denke, sie werden es bleiben. Weder ihren Namen, noch ihren Stand verlange ich zu wissen. Es mögen sich mehr Geheimderäthe unter ihnen finden, oder nicht; sie mögen Professores oder Studenten, Candidaten oder Pastores sein; sie mögen auf dem Dorfe, oder in der Stadt wohnen; sie mögen von ihrer Schreiberei leben, oder nicht; alles das ist eines, wie das andere. Nicht aus dem, was sie sind, laßt uns beurtheilen, was sie schreiben: sondern aus dem, was sie schreiben, laßt uns urtheilen, was sie sein sollten.

Wahrlich, keiner von ihnen sollte Professor sein, wenigstens nicht Professor in den schönen Wissenschaften. Alle sollten sie noch Studenten, und fleißige, bescheidene Studenten sein. (178. VIII, 204.)

Was will Herr Klotz, der mich sonst immer nur schlechtweg Lessing genannt hat, was will er damit, daß er mich in der Rencension des Laokoon Magister Lessing nennt? Was sonst, als mir zu verstehen geben, welche

Kluft die Rangordnung zwischen uns befestigt habe? Er Geheimderath, und ich nur Magister! Was ist denn Bauernstolz, wenn das nicht Bauernstolz ist? Und doch wird mir Herr Klotz erlauben, den Abstand, der sich zwischen einem Geheimderathe, wie Er, und zwischen einem Magister befindet, für so unermeßlich eben nicht zu halten. Ich meine, er sei gerade nicht unermeßlicher als der Abstand von der Raupe zum Schmetterlinge, und es zieme dem Schmetterlinge schlecht, eine Spanne über dem Dornenstrauch erhaben, so verächtlich nach der demüthigen Raupe auf dem Blatte herabzublicken. Ich wüßte auch nicht, daß sein König ihn aus einer anderen Ursache zum Geheimderath ernannt habe, als weil er ihn für einen guten, brauchbaren Magister gehalten. Der König hätte in ihm den Magister so geehrt, und er selbst wollte den Magister verachten? Ja, der Magister gilt in dem Falle, in welchem wir uns mit einander befinden, sogar mehr, als der Geheimderath. Wenn der Herr Geheimderath Klotz nicht auch Herr Magister Klotz wäre, oder zu sein verdiente, so wüßte ich gar nicht, was ich mit dem Herrn Geheimderath zu schaffen haben könnte. Der Magister macht es, daß ich mich um den Geheimderath bekümmere: und schlimm für den Geheimderath, wenn ihn sein Magister im Stiche läßt!

(179. VIII, 209.)

Ich hatte lange gewartet, ob sich Niemand an den plumpen Goliath der gelehrten Philister machen wolle: endlich konnte ich seinen dummen Hohn unmöglich länger ertragen, ohne ihm ein Paar Steine aus meiner Tasche an den Kopf zu werfen. Getroffen haben sie; ob er sie aber fühlen wird, das kommt auf seinen dicken Schädel an. Ich weiß wohl, daß ihn wahre Gelehrte

jederzeit verachtet haben; aber das weiß ich nicht, ob ihre stillschweigende Verachtung genug ist, das Publikum, welches er verwirrt, an ihm zu rächen. Einer sollte doch endlich die Stimme erheben. Und wahrlich, wenn keine, oder doch so wenige von meiner Seite zu sein, öffentlich bezeigen, so fürchte ich, er hat mich, mit seinen in ganz Deutschland zerstreuten Spießgesellen in Kurzem wieder überschrieen. Ihm aber immer auf dem Rücken zu sitzen, ist meine Sache auch nicht. (305. XII, 222.)

1770.

Es ist alles jetzt so weitläuftig und öde um mich, daß ich zu mancher Stunde gern wie viel darum geben wollte, wenigstens von meinen kleinen Gesellschaftern*) in Hamburg etwas um mich zu haben. (308. XII, 250.)

Eigentlich ist es der Erbprinz, welcher mich hierhergebracht. Er ließ mich auf die gnädigste Art zu sich einladen; und ihm allein habe ich es zu danken, daß die Stelle des Bibliothekars, welche gar nicht leer war, für mich eigentlich leer gemacht ward. Auch der regierende Herzog hat mir hierauf alle Gnade erwiesen, deren ich mich von dem gesammten Hause zu rühmen habe, welches aus den leutseligsten Personen von der Welt besteht. Ich bin indeß der Mensch nicht, der sich zu

*) Die Kinder seiner nachmaligen Gattin.

ihnen dringen sollte, vielmehr suche ich — mich lediglich in den Zirkel meiner Bibliothek einzuschränken. — — Ich darf mich rühmen, daß der Erbprinz mehr darauf gesehen, daß ich die Bibliothek, als daß die Bibliothek mich nutzen soll. Gewiß werde ich Beides zu verbinden suchen, oder, eigentlich zu reden, folgt schon Eins aus dem Andern. (251. XII, 252.)

Mein alter Vater ist gestorben. Er konnte freilich, nach dem Laufe der Natur, nicht lange mehr leben; und ich mußte seinen Tod alle Tage erwarten. Aber gleichwohl geht er mir so nahe, als ob er mir noch so frühe entrissen worden. Ich bin seit sechs Tagen, daß ich diese Nachricht erhalten, zu Allem ungeschickt. Dabei sitze ich hier allein, von allen Menschen verlassen. (309. XII, 256.)

Das schwarze Siegel ließ mich gleich Alles besorgen. — Ich denke, ich habe es bei Dir nicht nöthig, viel klägliche Worte zu brauchen, um Dich zu versichern, wie sehr mich die Nachricht von dem Tode unseres Vaters betrübt und niedergeschlagen hat. Ich kann noch kaum wieder zu mir selbst kommen. Seine Gesundheit, von der er mich noch in seinem letzten Schreiben versicherte, ließ mich nichts weniger, als sein so nahes Ende besorgen. Was mich einigermaaßen tröstet, ist, daß er nach seinem Wunsche gestorben. Laß uns, mein lieber Bruder, eben so rechtschaffen leben, als er gelebt hat, um wünschen zu dürfen, eben so plötzlich zu sterben, als er gestorben ist. Das wird die einzige beste Weise sein, sein Andenken zu ehren. — Es kann nicht anders sein, es müssen sich Schulden

finden. Ich nehme sie alle auf mich, und will sie alle ehrlich bezahlen; nur muß man mir Zeit lassen. Schreibe mir, was man für Versicherung desfalls von mir verlangen kann, und ich will sie mit Vergnügen stellen. Nur muß unsere Mutter dadurch völlige Ruhe bekommen. Auch bitte ich Dich, wegen des Leichensteins und der kupfernen Tafel in der Kirche alles nach Deinem Gutdünken zu besorgen. Es wird mir alles recht sein, und ich will die Kosten nicht allein mit, sondern recht gern ganz tragen. — Versichre meine Mutter von meiner Wehmuth und innigsten Zärtlichkeit gegen sie, die ich lieber durch die That, als durch viele Worte beweisen will; und zugleich umarme für mich unsere Schwester, und sage ihr, daß ich meine Thränen mit den ihrigen verbinde, und sie nicht vergessen soll, daß sie einen Bruder hat, der bereit ist, Alles für sie zu thun, was ihm in der Welt nur möglich ist.

(323. XII, 257.)

1771.

Ich habe es mir zum Gesetze gemacht, vergnügt zu sein, wenn ich auch noch so wenig Ursache dazu sehe; und so wie ich hier lebe, wundern sich mehr Leute, daß ich nicht vor Langerweile und Unlust umkomme, als sich wundern würden, wenn ich wirklich umkäme.

(312. XII, 286.)

Krank bin ich zwar nun nicht mehr; aber wenn ich sagte, daß ich deswegen so wäre, wie ich zu sein

wünschte, so müßte ich es lügen. Unter allen Elenden, glaube ich, ist der Elendeste, der mit seinem Kopfe arbeiten soll, auch wenn er sich keines Kopfes bewußt ist. Doch was hilft alles Klagen? (290. XII, 300.)

Der Bücherstaub fällt immer mehr und mehr auf meine Nerven, und bald werden sie gewisser feiner Schwingungen ganz und gar nicht mehr fähig sein. Aber was ich nicht mehr fühle, werde ich, ehemals gefühlt zu haben, doch nie vergessen. Ich werde, weil ich stumpf geworden, nie gegen diejenigen ungerecht werden, die es noch nicht sind; ich werde keinen Sinn verachten, weil ich ihn unglücklicherweise verloren habe.

(280. XII, 303.)

Das Herz blutet mir, wenn ich bedenke, in welcher Betrübniß Sie sich wegen des Absterbens Ihrer Mutter befinden; — aber nicht befinden sollten. Dieser Schlag war Ihnen so vorhergesehen, ist dem Laufe der Dinge so gemäß — Doch ich bin nicht klug, Sie mit kalten Betrachtungen trösten zu wollen. Wollte nur der Himmel, daß Ihnen die Versicherung, bei dem Allen noch eine Person in der Welt zu wissen, die Sie über Alles liebt, zu einigem Troste gereichen könnte! Diese Person erwartet alle Glückseligkeit, die ihr hier noch beschieden ist, nur allein von Ihnen, und sie beschwört Sie, um dieser Glückseligkeit willen, sich allem Kummer über das Vergangene zu entreißen, und Ihre Augen lediglich auf eine Zukunft zu richten, in welcher es mein einziges Bestreben sein soll, Ihnen neue Ruhe, neues von Tag zu Tag wachsendes Vergnügen zu verschaffen.

(314. XII, 313.)

Ob ich schon mit meiner gegenwärtigen Situation eigentlich nicht Ursache habe, unzufrieden zu sein, auch wirklich nicht bin; so sehe ich doch voraus, daß meine Beruhigung dabei in die Länge nicht dauern kann. Besonders würde ich die Einsamkeit, in der ich zu Wolffenbüttel nothwendig leben muß, den gänzlichen Mangel des Umgangs, wie ich ihn an anderen Orten gewohnt gewesen, auf mehrere Jahre schwerlich ertragen können. Ich werde, mir gänzlich selbst überlassen, an Geist und Körper krank; und nur immer unter Büchern vergraben sein, dünkt mich wenig besser, als im eigentlichen Verstande begraben zu sein. (291. XII, 318.)

1772.

Ich will hier sein, wie wir überhaupt in der Welt sein sollten: gefaßt, alle Augenblicke aufbrechen zu können, und doch willig, immer länger und länger zu bleiben. (316. XII, 359.)

Ich verträume meine Tage mehr, als daß ich sie verlebe. Eine anhaltende Arbeit, die mich abmattet, ohne mich zu vergnügen; ein Aufenthalt, der mir durch den gänzlichen Mangel alles Umgangs unerträglich wird; eine Aussicht in das ewige, liebe Einerlei, das alles sind Dinge, die einen so nachtheiligen Einfluß auf meine Seele, und von der auf meinen Körper haben, daß ich nicht weiß, ob ich krank oder gesund bin. Wer mich sieht, der macht mir ein Kompliment wegen meines

gesunden Aussehens: und ich möchte dieses Kompliment lieber immer mit einer Ohrfeige beantworten. Denn was hilft es, daß ich noch so gesund aussehe, wenn ich mich zu allen Verrichtungen eines gesunden Menschen unfähig fühle? (317. XII, 365.)

Mein liebster Wieland — denn so habe ich Sie jederzeit in Gedanken genannt, Sie glauben nur, daß wir Freunde werden könnten? Ich habe nie anders gewußt, als daß wir es längst sind. Eine Kleinigkeit fehlt: uns gesehen zu haben. Eine wahre Kleinigkeit; denn ich bin gewiß, mit dem ersten Anblicke werde ich Sie schon viele Jahre gesehen zu haben glauben. Und doch wünschte ich sehr, daß auch diese Kleinigkeit unsrer Freundschaft nicht fehlte. (324. XII, 372.)

Sie wissen meine Liebe, was ich Ihnen oft gestanden habe: daß ich es auf die Länge unmöglich hier aushalten kann. Ich werde in der Einsamkeit, in der ich hier leben muß, von Tag zu Tag dümmer und schlimmer. Ich muß wieder unter Menschen, von denen ich hier so gut als gänzlich abgesondert bin. Denn was hilft es mir, daß ich hier und in Braunschweig diesen und jenen besuchen kann? Besuche sind kein Umgang, und ich fühle es, daß ich nothwendig Umgang mit Leuten haben muß, die mir nicht gleichgültig sind, wenn noch ein Funken Gutes an mir bleiben soll.

(318. XII, 375.)

1773.

Es ist zwar recht gut, eine Zeit lang in einer großen Bibliothek zu studiren; aber sich darin vergraben, ist eine Raserei. (293. XII. 395.)

1774.

Haben Sie tausend Dank für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mittheilung des Goethe'schen Romans genacht haben. Ich schicke ihn noch einen Tag früher zurück, damit auch andere dieses Vergnügen je eher je lieber genießen können. Wenn aber ein so warmes Product nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll: meinen Sie nicht, daß es noch eine kleine kalte Schlußrede haben müßte? Ein Paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen; wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich dafür zu bewahren habe. Denn ein solcher dürfte die poetische Schönheit leicht für die moralische nehmen, und glauben, daß der gut gewesen sein müsse, der unsre Theilnahme so stark beschäftigt. Und das war er doch wirklich nicht. Ja wenn unseres Jerusalems Geist völlig in dieser Lage gewesen wäre, so müßte ich ihn fast — verachten.

(326. XII, 420.)

Ich sehe meinen Untergang hier vor Augen und ergebe mich endlich darin. (295. XII, 421.)

Mit mir ist es aus, und jeder dichterische Funken, deren ich ohnedies nicht viel hatte, ist in mir erloschen. (285. XII, 422.)

Ich, der die ganze Welt ausreisen wollte, werde allem Ansehen nach in dem kleinen Wolffenbüttel unter Schwarten vermodern. (285. XII, 423.)

1776.

Meine Frau ist in allen Stücken so, wie ich mir sie längst gewünscht habe. Eben so herzlich gut und rechtschaffen, als wir nur immer unsere Mutter gegen unseren Vater gekannt haben. (331. XII, 476.)

1777.

Wie sehr mich die Nachricht in Deinem letzten Briefe gerührt hat, brauche ich Dir nicht zu sagen. Denn so gar schlecht bin ich bei Dir nicht angeschrieben, daß Du

von meiner Liebe gegen unsre seelige Mutter nur erst durch meine Klagen über ihren Tod überzeugt werden müßtest. Die beste Art, über sie zu klagen, glaube ich, ist, Dich nicht zu vergessen, die Du ihr die letzten Jahre ihres Lebens so erträglich gemacht hast, indem Du Dich für uns alle Deiner Pflicht aufgeopfert.

(332. XII, 481.)

Was Sie von der guten Meinung schreiben, in welcher ich bei den dortigen Theologen und Freigeistern stehe, erinnert mich, daß ich gleichergestalt im vorigen Kriege zu Leipzig für einen Erz-Preußen, und in Berlin für einen Erz-Sachsen bin gehalten worden, weil ich keins von beiden war, und keines von beiden sein mußte — wenigstens um die „Minna" zu machen.

(270. XII, 487.)

1778.

Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Besonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Antheil zu danken. Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich sage. — War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? Daß er so bald Unrath merkte? — War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich

wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort! — Denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal so gut haben, wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen.

(327. XII, 497.)

Ich habe nun eben die traurigsten vierzehn Tage erlebt, die ich jemals hatte. Ich lief Gefahr, meine Frau zu verlieren, welcher Verlust mir den Rest meines Lebens sehr verbittert haben würde. Sie ward entbunden und machte mich zum Vater eines recht hübschen Jungen, der gesund und munter war. Er blieb es aber nur vierundzwanzig Stunden, und ward hernach das Opfer der grausamen Art, mit welcher er auf die Welt gezogen werden mußte. Oder versprach er sich von dem Mahle nicht viel, zu welchem man ihn so gewaltsam einlud, und schlich sich von selbst wieder davon? Kurz, ich weiß kaum, daß ich Vater gewesen bin. Die Freude war so kurz, und die Betrübniß ward von der größten Besorgniß so überschrieen! Denn die Mutter lag ganzer neun bis zehn Tage ohne Verstand, und alle Tage, alle Nächte jagte man mich ein paarmal von ihrem Bette, mit dem Bedeuten, daß ich ihr den letzten Augenblick nur saurer mache. Denn mich kannte sie noch bei aller Abwesenheit des Geistes. Endlich hat sich die Krankheit auf einmal umgeschlagen, und seit drei Tagen habe ich die zuverlässige Hoffnung, daß ich sie diesmal noch behalten werde, deren Umgang mir jede Stunde, auch in ihrer gegenwärtigen Lage, immer unentbehrlicher wird. (297. XII, 498.)

Ich kann mich kaum erinnern, was für ein tragischer Brief das kann gewesen sein, den ich Ihnen soll geschrieben haben. Ich schäme mich recht herzlich, wenn er das Geringste von Verzweiflung verräth. Auch ist nicht Verzweiflung, sondern vielmehr Leichtsinn mein Fehler, der sich manchmal nur ein wenig bitter und menschenfeindlich ausdrückt. — Meine Freunde müssen mich nun ferner schon so dulden, wie ich bin. — Die Hoffnung zur Besserung meiner Frau ist seit einigen Tagen wieder sehr gefallen; und eigentlich habe ich jetzt nur Hoffnung, bald wieder hoffen zu dürfen.

(328. XII, 499.)

Meine Frau ist todt; und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können zu machen, und bin ganz leicht. — Auch thut es mir wohl, daß ich mich Ihres, und unserer übrigen Freunde in Braunschweig, Beileides versichert halten darf.

(329. XII, 499.)

Zu was für einen traurigen Boten an meinen Stiefsohn muß ich Dich machen! — Und gleichwohl weiß ich, daß Dein gutes Bruderherz selbst nöthig haben dürfte, vorbereitet zu werden. — Seine gute Mutter, meine Frau, ist todt. Wenn Du sie gekannt hättest! — Aber man sagt, es sei nichts als Eigenlob, seine Frau zu rühmen. Nun gut, ich sage nichts weiter von ihr. Aber wenn Du sie gekannt hättest! Du wirst mich, fürchte ich, nie wieder so sehen, als unser Freund Moses mich gefunden hat: so ruhig, so zufrieden, in meinen vier Wänden! — Gib den Einschluß nicht eher in die

Hände des jungen Menschen, als bis Du ihn so gut vorbereitet hast, als Dir möglich. Laß ihn auch nicht eher abreisen, als bis er sich beruhigt hat. Er kann seine Mutter auch todt nicht mehr sehen; denn sie ist diesen Morgen schon begraben worden. — Lebe wohl, und laß mich von Dir und Deiner lieben Frau bald eine Nachricht hören, wie ich Dir von mir und meiner Frau zu geben hoffte, aber wirklich zu geben, unstreitig nicht verdiente. (298. XII, 500.)

Gestern morgen ist mir der Rest von meiner Frau vollends aus dem Gesichte gekommen. — Wenn ich noch mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andere Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu verleben; wie gern wollt ich es thun! Aber das geht nicht; und ich muß nur wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu duseln. (330. XII, 500.)

Zusprache von meinen Freunden thut mir jetzt desto wohler, je nöthiger mir sie ist. Sie werden es kaum glauben, daß ich die muthwilligsten Stellen in meinen Schnurren oft in sehr trüben Augenblicken geschrieben habe. Jeder zerstreut sich so gut als er kann.

(335. XII, 504.)

Ich bin mir hier ganz allein überlassen. Ich habe keinen einzigen Freund, dem ich mich ganz anvertrauen könnte. Ich werde täglich von hundert Verdrießlichkeiten bestürmt. Ich muß ein einziges Jahr, das ich mit einer vernünftigen Frau gelebt habe, theuer bezahlen. Wie

oft möchte ich es verwünschen, daß ich auch einmal so glücklich sein wollen, als andere Menschen! Wie oft wünsche ich, mit eins in meinen alten isolirten Zustand zurückzutreten, nichts zu sein, nichts zu wollen, nichts zu thun, als was der gegenwärtige Augenblick mit sich bringt! — Sehen Sie meine gute Freundin, so ist meine wahre Lage. (336. XII, 508.)

Vor allen Dingen laß mich Deinen Erstgebornen mit meinem besten Segen hienieden bewillkommnen! Er werde besser und glücklicher, als alle seines Namens! — Die Mutter ist doch gesund? Versichere sie meines innigsten Antheils an ihrer Freude. — Jetzt ist man hier auf meinen Nathan gespannt, und besorgt sich davon, ich weiß nicht was. Aber, lieber Bruder, selbst Du hast Dir eine ganz unrechte Idee davon gemacht. Es wird nichts weniger, als ein satyrisches Stück, um den Kampfplatz mit Hohngelächter zu verlassen. Es wird ein so rührendes Stück, als ich nur immer gemacht habe. (299. XII, 511.)

Ostern 1779 ist mein Nathan gedruckt, und wenn auch nicht zwanzig Personen darauf subscribirt hätten; und wenn ich es für mein eigenes Geld müßte drucken lassen. (300. XII, 514.)

Wie es mir sonst geht, — wenn ich nur gesund bin — daran ist nicht viel gelegen. Ein bischen Verdruß habe ich sogar mitunter gern; und der liebe Gott weiß wohl, was ich gern habe, und mir gesund ist. — — Ich muß nur machen, daß ich mit meinem Nathan fertig

werde. Um geschwind fertig zu werden, mache ich ihn in Versen. Freilich nicht in gereimten: denn das wäre gar zu ungereimt. (337. XII, 516.)

1779.

Wenn man vom Nathan sagen wird, daß ein Stück von so eigener Tendenz nicht reich genug an eigener Schönheit sei — so werde ich schweigen, aber mich nicht schämen. Ich bin mir eines Ziels bewußt, unter dem man auch noch viel weiter mit allen Ehren bleiben kann. — Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland, wo dieses Stück schon jetzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt wird.

(237. XI, 536.)

Sie sind sehr gütig, daß Sie nach zwei Briefen, die ich nicht so beantworten konnte, als ich gern wollte, und also lieber gar nicht beantwortete, mich noch des dritten würdigen. Sie glauben nicht, wie angenehm er mir gewesen, und wie dankbar ich gern dafür sein möchte. Denn er antwortet mir ungefragt auf mancherlei Dinge, wobei immer einer von meinen ersten Gedanken gewesen ist: was wird Herder dazu sagen? (343. XII, 520.)

Ich war krank die ganze Zeit über, und habe mich auch noch nicht völlig so erholt, daß ich nicht noch immer

alle Tage ein Paar Stunden auf dem Bette zubringen müßte. (302. XII, 532.)

Was meine Krankheit anbelangt, die darf ich Ihnen wohl nicht beschreiben. Ich bin versichert, wir würden beide sehr gesunde Leute sein, wenn wir eben so viel Schritte machten, als Buchstaben. Einander alle halbe Jahre einmal zu Fuße zu besuchen, das wäre mein Vorschlag. Gleichwohl bilde ich mir ein, daß Zerstreuung und Aufheiterung mir noch mehr fehlt, als Ihnen. Ihre Wünsche schiebe ich Ihnen ganz wieder zurück: denn was ist das Leben, wenn man den Genuß desselben so ausmäkeln muß? (346. XII, 533.)

1780.

Dieser Winter ist sehr traurig für mich. Ich falle aus einer Unpäßlichkeit in die andere, deren keine zwar eigentlich tödtlich ist, die mich aber alle an dem Gebrauch meiner Seelenkräfte gleich sehr verhindern. Die letztere, der ich eben entgangen bin, war zwar nun auch gefährlich genug; denn es war ein schlimmer Hals, der schon zur völligen Bräune gediehen war, und man sagt, ich hätte von Glück zu sagen, daß ich so davon gekommen. Nun ja; so sei es denn Glück, auch nur vegetiren zu können! (303. XII, 538.)

So sehr ich nach Hause geeilt: so ungern bin ich angekommen. Denn das Erste, was ich fand, war ich selbst. Und mit diesem Unwillen gegen mich selbst soll ich anfangen, gesund zu sein und zu arbeiten? „Freilich!“ höre ich meine Freunde mir nachrufen „denn ein Mann, wie Sie, kann Alles, was er will.“ Aber, lieben Freunde, wenn das nur etwas Anderes hieße, als: kann Alles, was er kann. Und ob ich dieses Können jemals wieder fühlen werde: das, das ist die Frage! Was taugt zwar unversucht? — Nun denn, meine liebe Freundin; weil Sie mir es auch rathen, so sei es. Ich werde Ihnen von meinem Befinden von acht zu acht Tagen sehr regelmäßig Nachricht geben. Und wenn ich das thue, nicht wahr, so ist mir schon halb geholfen? Indeß empfehle ich mich allen den Ihrigen und dem gesammten Campeschen Hause bestens. — Wer in dieser Gesellschaft hätte bleiben können! Wer aus dieser Gesellschaft nur einen einzigen hier hätte! (338. XII, 544.)

Langer, von dem ich diesen Augenblick einen Brief aus Amsterdam erhalte, kann Ihnen gesagt haben, daß er mich im Begriff verlassen, nach Hamburg zu reisen. Da bin ich so lange gewesen, als ich Hoffnung hatte, meine verlorene Gesundheit und Laune unter meinen alten Freunden wieder zu finden. Ich weiß selbst nicht mehr, wie lange das war. Freilich sollte ich sie eher aufgegeben haben, diese Hoffnung. Aber wer gibt die Hoffnung gerne anders, als gezwungen, auf?

(342. XII, 548.)

An dem Briefchen, das mir D. Flies damals von Ihnen mitbrachte, kaue und nutsche ich noch. Das saftigste Wort ist hier das edelste. Und wahrlich, lieber Freund, ich brauche so ein Briefchen von Zeit zu Zeit sehr nöthig, wenn ich nicht ganz mißmüthig werden soll. Ich glaube nicht, daß Sie mich als einen Menschen kennen, der nach Lobe heißhungrig ist. Aber die Kälte, mit der die Welt gewissen Leuten zu bezeugen pflegt, daß sie ihr auch gar nichts recht machen, ist, wenn nicht tödtend, doch erstarrend. Daß Ihnen nicht Alles gefallen, was ich seit einiger Zeit geschrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar nichts gefallen müssen; denn für Sie war nichts geschrieben. Höchstens hat Sie die Zurückerinnerung an unsere bessern Tage noch etwa bei der und jener Stelle täuschen können. Auch ich war damals ein gesundes, schlankes Bäumchen; und bin jetzt ein so fauler knorrichter Stamm! Ach, lieber Freund! Diese Scene ist aus! Gern möchte ich Sie freilich noch einmal sprechen! (262. XII, 550.)

1781.

Allerdings, meine Liebe, bin ich wieder krank. — Und kranker als jemals. Nicht daß mein Kopf noch in meinem Magen logirte. Dank sei es den Pillen Ihres Herrn Bruders! Aber meine Augen logiren drinnen, und ich bin so gut wie blind. — Aber ich schreibe Ihnen doch: werden Sie sagen — Es ist ein außerordentlich heller Tag, und ich habe eine neue, herrliche Brille. — Ihr Herr Bruder wird sich erinnern,

daß ich ihm schon vor zehn Jahren über meine Augen geklagt habe. Damals gab er mir zwei kleine Büchschen, wovon das eine sehr klein und versiegelt war, und wenn ich mich recht erinnere, ein Arcanum von van Swieten sein sollte. Dieses habe ich noch unerbrochen in meinem Pulte. Wie, wenn ich dieses jetzt probirte? Ich kann mich nicht mehr erinnern, wodurch ich damals besser ward. Ich lernte mich auch vielleicht nur in mein Unglück schicken, welches damals noch nicht sehr groß war. — Gott, wenn das auch wieder so werden soll! — Und wenn Sie vollends wüßten, wie lange ich über diesen Brief geschrieben! (340. XII, 550.)

Ich bin zwar bei weitem noch nicht wieder gesund. Da aber doch das Manuscript, um das es Ihnen zu thun ist, auf meiner Stube liegt: warum sollte ich es Ihnen nicht gleich schicken? — Wenn ich nur erst wieder auf die Bibliothek könnte! Ich verlange alsdann nur zu hören, was Ihnen fehlt, um es Ihnen sogleich zu senden. (345. XII, 551.)

Quellenverzeichniß.

Schriften.

1. Damon, oder die wahre Freundschaft.
2. Der junge Gelehrte.
3. Der Freigeist.
4. Die Juden.
5. Die Matrone von Ephesus.
6. Der Schatz.
7. Komische Einfälle und Züge.
8. Von dem Leben und den Werken des Plautus.
9. Critik über die Gefangenen des Plautus.
10. Samuel Werenfels Rede zur Vertheidigung der Schauspiele.

Aus der Berlinischen privilegirten Zeitung:

11. vom 23. März 1751.
11a. » 30. » »
12. » 29. Juni »
13. » 17. August »
14. » 21. » »
15. » 28. » »

Das Neueste aus dem Reiche des Witzes, als eine Beilage zu der Berlinischen Staats- und Gelehrten-Zeitung:

16. Monat April 1751.
17. » Mai »
18. » Juni »
19. » October »

Aus der Berlinischen Staats- und Gelehrten-Zeitung:

20. vom 14. December 1752.
21. » 2. Januar 1753.
22. » 23. » »

23. vom 30. Januar 1753.
24. » 23. August »

Schriften. 1. und 2. Theil:

25. Vorrede.
26. 5. Brief an Herrn P.
27. 6. » » » »
27[a]. 9. » » » G.
28. 11. » » » D.
29. 13. » » » »
30. 14. » » » F.
31. 15. » » » »
32. 17. » » » »
33. 19. » » » »
34. 25. » » » Fa...

Aus der Berlinischen privilegirten Zeitung:

35. vom 26. Februar 1754.
35[a]. » 4. Juli 1754.
35[b]. » 27. » »
36. Ein vade mecum für Herrn Sam. Gotth. Lange.

Schriften. 3. und 4. Theil:

37. Vorrede.
38. Rettungen des Horaz.
39. Rettung des Cardanus.
40. Rettung des Inepti Religiosi und seines ungenannten Verfassers.
41. Vorrede zu Hogarth's Zergliederung der Schönheit.

Theatralische Bibliothek:

42. Von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiele.
43. Leben des Herrn Jacob Thomson.
44. Auszug aus dem Schauspieler des Herrn Remond von Sainte Albine.
45. Leben des Herrn Nericaut Destouches.
46. Ueber das Lustspiel „Die Juden".

Vermischte Schriften des Herrn Christlob Mylius:

47. 4. Brief, vom 6. Mai 1754.
48. Pope, ein Metaphysiker.

Aus der Berlinischen privilegirten Zeitung:

49. vom 22. Februar 1755.
49[a]. » 15. Mai »
50. » 11. October »
51. Miß Sara Sampson.
52. Vorrede zu Jacob Thomson's Trauerspielen.

53. Vor diesem! Lustspiel.
54. Philotas.

Fabeln. Nebst Abhandlungen:

55. Vorrede.
56. Von dem Wesen der Fabel.
57. Von dem Gebrauche der Thiere in der Fabel.
58. Von der Eintheilung der Fabel.
59. Von dem Vortrage der Fabel.
60. Fabeln. 1. Buch. Der Pelikan.
61. » 2. » Der Knabe und die Schlange.
62. » 3. » Der Rangstreit der Thiere.

Briefe die neueste Literatur betreffend:

63. 2. vom 4. Januar 1759.
64. 4. » 11. » »
65. 5. » 11. » »
66. 7. » 18. » »
67. 8. » 18. » »
68. 10. » 25. » »
69. 11. » 25. » »
70. 12. » 25. » »
71. 14. » 1. Februar »
72. 16. » 8. » »
73. 17. » 16. » »
74. 19. » 22. » »
75. 39. » 10. Mai »
76. 41. » 24. » »
77. 41. Fortsetzung vom 31. Mai 1759.
78. 49. vom 2. August 1759.
79. 52. » 23. » »
80. 63. » 18. October »
81. 65. » 2. November 1759.
82. 71. » 6. December »
83. 81. » 7. Februar 1760.
84. 102. » 8. Mai 1760.
85. 103. » 8. » »
86. 105. » 15. » »
87. 106. » 22. » »
88. 109. » 5. Juni »
89. 111. » 12. » »
90. Das Theater des Herrn Diderot. Vorrede zur ersten Ausgabe von 1760.
91. Vorrede zur zweiten Ausgabe von 1781.

92. Sophokles. 1. Buch. Von dem Leben des Dichters.
93. Minna von Barnhelm.
94. Laokoon. Ueber die Grenzen der Malerei und Poesie.
95. Der Schlaftrunk.

Hamburgische Dramaturgie:

96. Ankündigung.
97. 1. Stück vom 1. Mai 1767.
98. 2. » » 5. » »
99. 3. » » 8. » »
100. 4. » » 12. » »
101. 5. » » 15. » »
102. 7. » » 22. » »
103. 8. » » 26. » »
104. 9. » » 29. » »
105. 11. » » 5. Juni »
106. 12. » » 9. » »
107. 14. » » 16. » »
108. 15. » » 19. » »
109. 16. » » 23. » »
110. 17. » » 26. » »
111. 19. » » 3. Juli »
112. 20. » » 7. » »
113. 21. » » 10. » »
114. 22. » » 14. » »
115. 23. » » 17. » »
116. 24. » » 21. » »
117. 25. » » 24. » »
118. 27. » » 31. » »
119. 28. » » 4. August »
120. 29. » » 7. » »
121. 30. » » 11. » »
122. 31. » » 14. » »
123. 32. » » 18. » »
124. 33. » » 21. » »
125. 34. » » 25. » »
126. 36. » » 1. September 1767.
127. 38. » » 8. » »
128. 42. » » 22. » »
129. 43. » » 25. » »
130. 44. » » 29. » »
131. 46. » » 6. October »
132. 48. » » 13. » »

133. 49. Stück vom 16. October 1767.
134. 59. » » 24. November »
135. 70. » » 1. Januar 1768.
136. 72. » » 8. » »
137. 73. » » 12. » »
138. 75. » » 19. » »
139. 76. » » 22. » »
140. 77. » » 26. » »
141. 79. » » 2. Februar »
142. 80. » » 5. » »
143. 81. » » 9. » »
144. 82. » » 12. » »
145. 84. » » 19. » »
146. 95. » » 29. März »
147. 96. » » 1. April »
148. 97. » » 5. » »
149. 98. » » 8. » »
150. 99. » » 12. » »
151. 101. bis 104. Stück vom 19. April 1768.
Briefe antiquarischen Inhalts:
152. Vorbericht.
153. 1. Brief.
154. 2. »
155. 5. »
156. 7. »
157. 9. »
158. 10. »
159. 11. »
160. 13. »
161. 15. »
162. 16. »
163. 18. »
164. 21. »
165. 26. »
166. 27. »
167. 31. »
168. 36. »
169. 37. »
170. 38. »
171. 39. »
172. 45. »
173. 46. »

174. 47. Brief.
175. 51. »
176. 52. »
177. 55. »
178. 56. »
179. 57. »
180. Wie die Alten den Tod gebildet.
181. Berengarius Turonensis.
Vermischte Schriften. 1. Theil:
182. Vorbericht.
183. Zerstreute Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammatisten.
184. Catull.
185. Martial.
186. Griechische Anthologie.
187. Emilia Galotti.
188. Zur Geschichte und Literatur. Vorrede.
189. Ueber die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger; erste Entdeckung.
190. Romulus und Rimicius.
191. Die Nachtigall.
192. Leibnitz von den ewigen Strafen.
193. Ehemalige Fenstergemälde im Kloster Hirschau.
194. Des Andreas Wissowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit.
195. Zur griechischen Anthologie.
196. Von Adam Neuser.
197. Ergänzungen des Julius Firmicus.
198. Ein Mehreres aus den Papieren des Ungenannten, die Offenbarung betreffend.
199. Ueber die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger; zweite Entdeckung.
200. Ueber den Anonymus des Nevelet.
201. Vom Alter der Oelmalerei.
202. Philosophische Aufsätze von Karl Wilhelm Jerusalem. Vorrede.
203. Zusätze des Herausgebers.
204. Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft.
205. Das Testament Johannis.
206. Anti-Goeze. 2.
207. » » 3.
208. » » 4.

209. Anti-Goeze. 5.
210. » » 6.
211. » » 8.
212. » » 9.
213. » » 10.
214. » » 11.
215. Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger.
216. Nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg, 1. Folge.
217. Eine Duplik.
218. Eine Parabel. Nebst einer kleinen Bitte, und einem eventualen Absagungsschreiben an den Herrn Pastor Goeze.
219. Axiomata, wenn es deren in dergleichen Dingen gibt. Wider den Herrn Pastor Goeze.
220. Ernst und Falk. Gespräche für Freimaurer.
221. Nathan der Weise.
222. Die Erziehung des Menschengeschlechts.

Literarischer Nachlaß.

223. Gedanken über die Herrnhuter.
224. Von der Art und Weise der Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion.
225. Bemerkungen über Burke's philosophische Untersuchungen über den Ursprung unserer Begriffe vom Erhabenen und Schönen.
226. Zum Laokoon.
227. Delicatesse.
228. Leben und leben lassen. Ein Project für Schriftsteller und Buchhändler.
229. Collectaneen zur Literatur.
230. Entwürfe zur Fortsetzung der Briefe antiquarischen Inhalts.
231. Hilkias.
232. Ueber eine Aufgabe im Deutschen Merkur.
233. Neue Hypothese über die Evangelisten.

234. Gegen Maſcho.
235. Ueber den Beweis des Geiſtes und der Kraft. Ein zweites Schreiben an Herrn Director Schumann.
236. Ueber die von der Kirche angenommene Meinung, daß es beſſer ſei, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in ſeiner Sprache nicht geleſen würde; gegen Herrn Hauptpaſtor Goeze zu Hamburg.
237. Zu Nathan dem Weiſen.
238. Bibliolatrie. Vorrede.
239. Zuſätze.
240. Sogenannte Briefe an Herrn Dr. Walch. Zweiter.
241. Daß man die Menſchen eben ſo von der Begierde, ihr Schickſal in jenem Leben zu wiſſen, abhalten ſoll, als man ihnen abräth, zu forſchen, was ihr Schickſal in dieſem Leben ſei.
242 Philologiſcher Nachlaß.
243. Selbſtbetrachtungen, Einfälle und kleine Aufſätze.

Briefe an beſtimmte Perſonen.

An den Vater:
244. vom Januar 1743.
245. » 28. April 1749.
246. » 30. November 1763. (Band XIII.)
247. » 9. Februar 1764.
248. » 13. Juni 1764.
249. » 21. December 1767.
250. vom 20 März 1768.
251. » 27. Juli 1770.

An Johann David Michaelis:
252. vom 16. October 1754.

An Moſes Mendelsſohn:
253. vom 21. Januar 1756.
254. » 28. November 1756.
255. » 18. December 1756.
256. » 18. Auguſt 1757.
257. » 14. September 1757.

258. vom 2. April 1758.
259. » 5. November 1768.
260. » 9. Januar 1771.
261. » 1. Mai 1774.
262. » 19. December 1780.

An Friedrich Nicolai:

263. vom 13. November 1756.
264. » 29. November 1756.
265. » 21. Januar 1758.
266. » 22. October 1762.
267. » 5. Juli 1768.
268. » 26. März 1769.
269. » 22. October 1772.
270. » 25. Mai 1777.

An F. W. Gleim:

271. vom 10. Mai 1757.
272. » 16. December 1758.
273. » 12. Mai 1759.
274. » 28. Juli 1759.
275. » 25. August 1759.
276. » 6. September 1759.
277. » 23. October 1759.
278. » 28. Februar 1760.
279. » 1. Februar 1767.
280. » 6. Juni 1771.
281. » 6. Februar 1774.

An C. G. Heyne:

282. vom 28. Juli 1764.
283. » 30. October 1773.

An K. W. Ramler:

284. vom 5. August 1764.
285. » 12. November 1774.

An C. A. Klotz:

286. vom 9. Juni 1766.

An H. W. von Gerstenberg:

287. vom 25. Februar 1768.

An Karl G. Lessing:

288. vom 9. Juni 1768.
289. » 6. Juli 1769.
290. » 26. Mai 1771.
291. » 14. November 1771.
292. » 10. Februar 1772.

293. vom 8. April 1773.
294. » 20. April 1774.
295. » 11. November 1774.
296. » 20. März 1777.
297. » 5. Januar 1778.
298. » 12. Januar 1778.
299. » 20. October 1778.
300. » 7. November 1778.
301. » 1. December 1778.
302. » 22. Juli 1779.
303. » 25. Februar 1780.

An Christoph Gottlieb von Murr:

304. vom 25. November 1768.

An J. J. Reiske:

305. vom 12. Februar 1769.

An Johann Arnold Ebert:

306. vom 28. December 1769.
307. » 12. Januar 1773.

An Madame König:

308. vom 10. Juni 1770.
309. » 8. September 1770.
310. » 25. October 1770.
311. » 29. November 1770.
312. » 12. Februar 1771.
313. » 12. Mai 1771.
314. » 29. September 1771.
315. » 16. December 1771.
316. » 1. Mai 1772.
317. » 27. Juni 1772.
318. » 26. October 1772.
319. » 15. November 1772.
320. » 8. Januar 1773.
321. » 10. Januar 1775.
322. » 17. September 1776.

An Theophilus Lessing:

323. vom 8. September 1770.

An C. M. Wieland:

324. vom 2. September 1772.

An Staatsrath von Gebler:

325. vom 25. October 1772. (Band XIII.)

An J. J. Eschenburg:

326. vom 26. October 1774.

327. vom 3. Januar 1778.
328. » 7. Januar 1778.
329. » 10. Januar 1778.
330. » 14. Januar 1778.
An die Schwester:
331. vom 27. November 1776.
332. » 20. März 1777.
An Konrad Arnold Schmid:
333. vom 26. Juni 1777.
An Freiherrn von Hompesch:
334. vom Jahre 1777.
An J. A. H. Reimarus:
335. vom 6. April 1778.
An Elise Reimarus:
336. vom 9. August 1778.
337. » 16. December 1778.
338. (ohne Datum) 1780.
339. vom 15. November 1780.
340. » 21. Januar 1781.
An F. H. Jacobi:
341. vom 13. Juni 1780.
342. » 4. December 1780.
An J. G. Herder:
343. vom 10. Januar 1779.
344. » 25. Juni 1780.
345. » 26. Januar 1781.
An J. H. Campe:
346. vom 6. November 1779.
347. (nach 12. December) 1779.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

LIBRARY OF CONGRESS
0 041 198 338 9